



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Prototypentheoretische Interpretation des freien Dativs“

verfasst von / submitted by

Sebastian Henzl

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch UF Psychologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst

Mein besonderer Dank gilt...

... meinem Betreuer Univ.-Prof. Dr. Peter Ernst für seine umfassende und rasche Hilfe.

... Univ.-Prof. Dr. Klaus Welke für seine fachliche Expertise und das Thema.

... meinen Eltern, Walter und Susanne, meinen Geschwistern, Katharina und Sarah sowie meiner restlichen Familie für ihre Unterstützung über die Jahre.

... meiner Lebensgefährtin Franziska.

... Florian Hahn, der mich mehrmals zum Weitermachen motivieren konnte.

... Emmanuel Maria Dammerer für fachliche Ratschläge und die (in dieser Arbeit jedoch nicht weiter verfolgten) Entdeckungen des Impertinenzdativs und des Dativus Commedy.

... Klaus Brandl für seine Nachsicht und Unterstützung in beruflicher Hinsicht.

... sowie allen anderen Personen, die mich bei der Erstellung der Arbeit unterstützt haben.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Forschungsansätze	3
2.1. Prototypik	4
2.1.1. Das klassische Kategorisierungsmodell	5
2.1.2. Probleme des klassischen Modells.....	8
2.1.3. Prototypik	13
2.1.3.1. Der Prototyp.....	13
2.1.3.2. Erweiterte Version der Prototypik.....	19
2.2. Valenztheorie	22
2.2.1. Dependenz und Valenz	23
2.2.1.1. Dependenz.....	23
2.2.1.2. Valenz	24
2.2.2. Ergänzungen und Angaben	27
2.2.2.1. Obligatheit.....	29
2.2.2.2. Sinnnotwendigkeit.....	31
2.2.2.3. Rektion und Subkategorisierung	32
2.2.2.4. Fazit	33
2.3. Konstruktionsgrammatik.....	34

2.3.1. Grundannahmen.....	35
2.3.2. Der Konstruktionsbegriff	36
3. Der Dativ.....	39
3.1. Der freie Dativ	40
3.1.1. Versuch einer ersten Eingrenzung des freien Dativs.....	41
3.1.2. Probleme der klassischen Einteilung.....	42
3.1.2.1 Der Begriff freier Dativ	43
3.1.2.2. Invariante Definitionsversuche und zunehmende Differenzierung	44
3.1.2.3. Unterschiedliche Terminologie, unterschiedliche Klassifikation, gleiche Beispiele	47
3.1.2.4. Zusammenfassung	55
3.1.3. Kurzer Forschungsüberblick	55
4. Prototypik freier Dative	65
4.1. The big four – Commodi/Incommodi, Pertinenzdativ, Iudicantis, Ethicus.....	66
4.1.1. Dativus Commodi/Incommodi.....	66
4.1.2. Pertinenzdativ	68
4.1.3. Dativus Iudicantis	69
4.1.4. Dativus Ethicus.....	70
4.2. Konstruktionen und Valenzerweiterung.....	71
4.3. Prototypische Funktionen des freien Dativs	76

4.3.1. Funktionen Rezipient und Benefaktiv	78
4.3.2. Funktion Experiencer.....	82
4.4. Prototypische Kategorie freier Dativ.....	83
4.4.1. Angabe oder Ergänzung?.....	85
4.5. Zusammenfassung.....	87
5. Literaturverzeichnis.....	89

1. Einleitung

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit dem freien Dativ. Dieser liegt in Sätzen wie *Ich trage ihr den Koffer zum Bahnhof*, *Sie hat ihrer Tochter die Haare geschnitten* oder *Mach mir ja keinen Ärger* vor und ist in der Regel nicht vom Verb valenzgefordert. Der freie Dativ steht in der Forschung traditionell dem gebundenen lexikalischen wie strukturellen Dativ gegenüber und wurde unter verschiedensten Gesichtspunkten untersucht. Die Frage nach dem Status des freien Dativs ist immer noch ungeklärt: Ist der freie Dativ den Ergänzungen oder den Angaben zuzurechnen? Weitere Fragen, die verschieden beantwortet werden, sind: Lässt sich der Dativ als homogene Gruppe beschreiben? Wie steht der freie Dativ zum gebundenen Dativ? Teilt er sich seine (semantischen) Funktionen mit dem gebundenen Dativ?

Wie noch zu zeigen sein wird, ist der Forschungsumfang sehr groß, birgt aber unterschiedliche Probleme, nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen Methoden und Theorien, die auf den Bereich des (freien) Dativs angewandt wurden und somit auch unterschiedliche Konzepte, Terminologie und Theorien mit sich gebracht haben, die nicht immer kompatibel sind.

Sind die zahlreichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bisher nicht zu einem befriedigenden, einheitlichen Ergebnis gekommen, liegt dies auch daran, dass in den meisten Arbeiten ein invariantes Konzept verfolgt wurde; man hat versucht, eine einheitliche Beschreibung für alle möglichen Anwendungsfälle anzubieten. Spätestens mit dem verstärkten Aufkommen neuerer Theorien der kognitiven Linguistik, wie z. B. der Prototypentheorie, die von Eleonore Rosch begründet und u. a. von George Lakoff populär gemacht wurde, steht eine Betrachtungsweise zur Verfügung, die einen Ausweg aus der Krise bietet, in die invariante Beschreibungsmuster geführt haben.

Eine weitere recht junge Theorie, die Konstruktionsgrammatik, bietet ebenfalls einen Erklärungsansatz für das in der Valenztheorie ewig währende Problem, recht beliebig zwischen Ergänzungen und Angaben zu unterscheiden.

Methodisch-theoretisch wird die Arbeit vorwiegend aus den drei erwähnten Theorien (Valenztheorie, Konstruktionsgrammatik und Prototypik) schöpfen. Mit diesem Methodeninventar soll der Frage nachgegangen werden, wie der freie Dativ prototypisch zu beschreiben ist.

Die Arbeit ist dabei in drei Überkapitel geteilt: Zunächst werden die methodischen Grundlagen, anschließend der Dativ und die bisher erfolgte Forschung näher beschrieben, bevor das dritte Kapitel darlegt, wie der freie Dativ im Rahmen der Valenztheorie und unter Zuhilfenahme der Konstruktionsgrammatik prototypisch dargestellt werden kann.

2. Forschungsansätze

Im folgenden Kapitel möchte ich grundlegende Aspekte dreier Theorien vorstellen: Der Prototypik, der Valenztheorie und der Konstruktionsgrammatik. Die Valenztheorie und die Konstruktionsgrammatik stellen zwei Grammatiktheorien dar, wobei die Valenztheorie seit den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts gerade im deutschsprachigen Raum sehr produktiv ist und durch ihre Einfachheit und der Anwendung im Deutsch-Fremdsprachenerwerb punktet. Die Konstruktionsgrammatik (auch oft nur als KxG bezeichnet) ist hingegen eine recht junge Grammatiktheorie, die, wie der Name schon andeutet, von Konstruktionen als sprachlichen Elemente ausgeht. Den Arbeiten von Goldberg (1995 und 2006) ist es u. a. zu verdanken, dass die KxG in den letzten Jahren populärer wurde. Beide Grammatiktheorien werden bei der Betrachtung und Diskussion des gebundenen und freien Dativs als (in)homogene Gruppe herangezogen, wobei die Valenztheorie den Ausgang der Überlegungen darstellt und durch Aspekte der KxG ergänzt wird, ähnlich dem Konzept von Welke (2011).

Die Prototypik möchte ich in der vorliegenden Arbeit als Metatheorie verwenden. Regeln und Erkenntnisse aus Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik sollen unter einem prototypischen Gesichtspunkt betrachtet und diskutiert werden. Es geht also darum, von den invarianten Definitionsmerkmalen, die oftmals für eine Vielzahl von Problemen mitverantwortlich sind (z. B. Nicht-Erfassung von Ausnahmefällen und daraus resultierendes komplexes, überdimensioniert erscheinendes Regelwerk zur Erfassung quantitativ geringer Menge von Problemfällen), wegzukommen und stattdessen prototypische Sichtweisen und Kategorisierungen zu etablieren. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um einen Taschenspielertrick, um invariant heterogenen

Gruppen trotzdem als weitgehend homogene Gruppen zu erfassen, ohne die Problemfälle auszuschließen, sondern auch um eine Annäherung linguistischer Sichtweisen an die psychologische Wirklichkeit. Eleanor Rosch (1973) hat mit ihren Arbeiten als erste gezeigt, dass die Prototypik nicht nur ein mögliches Konzept der Kategorisierung darstellt, sondern die mentale Repräsentation zumindest teilweise tatsächlich über prototypische Auffassungen funktioniert (vgl. Kapitel 2.1.).

2.1. Prototypik

Wie zuvor schon erwähnt, stellt die Prototypik in meinen Augen eher ein Methodeninventar zur Betrachtung und Kategorisierung bestimmter (sprachlicher) Phänomene dar. Eine rein prototypische Betrachtungsweise des Dativs würde m. E. voraussetzen, dass man alle in Frage kommenden Aspekte berücksichtigen und unter prototypischen Gesichtspunkten betrachten müsste oder eben die Methode im Vorhinein einschränken muss. Ebenso ist das Aufgabengebiet einer Prototypensemantik eher ein Anwendungsbereich der Prototypik.¹

Die Prototypik ist in dieser Arbeit also als Metatheorie, als Betrachtungsweise zu sehen, die im Bereich der Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik die dort invarianten Aspekte ersetzt. Dass es innerhalb der Prototypik ebenso unterschiedliche Auffassungen gibt, führt z. B. Kleiber (1993) an, der zwischen einer Standardversion und einer erweiterten Version der Prototypik unterscheidet. Welke (2005, 2011) führt demgegenüber noch eine dritte prototypische Betrachtungsweise ein. Alle drei Ansätze werden noch genauer beschrieben, zuvor soll jedoch der invariante Ansatz,

¹ Die Begriffe *Prototypik* und *Prototypensemantik* werden oft synonym verwendet, sind m. E. jedoch auf zwei unterschiedlichen Hierarchieebenen anzusiedeln. Prototypik beschreibt die allgemeine Methodik, Phänomene prototypisch zu betrachten bzw. das dieser Methodik zugrunde liegende Konzept, während die Prototypensemantik die Anwendung prototypischer Regeln und Sichtweisen im Feld der Semantik bezeichnet.

das klassische Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen, das in vielen Bereichen immer noch stark vertreten ist, vorgestellt werden.

2.1.1. Das klassische Kategorisierungsmodell

Als Invariante bezeichnet man „unveränderliche konstitutive Merkmale eines sprachlichen Elements“ (Glück 2000, 316). Es handelt sich um Kategorienbildung aufgrund unveränderlicher Merkmale aller Mitglieder einer Gruppe. Diese Vorgehensweise entspricht auch der traditionellen Kategorisierung über notwendige und hinreichende Bedingungen.² Die Entscheidung, ob ein Objekt einer bestimmten Kategorie zugeordnet werden kann, erfolgt auf Grundlage der Eigenschaften desselben, die sich mit jenen der Kategorie decken müssen. Oder anders gesagt: Alle Objekte derselben Kategorie müssen eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften besitzen, nämlich solche, „die dem gemeinsamen Nenner der jeweiligen Kategorie entsprechen“ (Kleiber 1993, 11). Georges Kleiber nennt dieses Modell das „Modell der *notwendigen und hinreichenden Bedingungen*“ (Kleiber 1993, 11), das bei Langacker (1987) auch *Modell der definitorischen Eigenschaften (critical attribute model)* genannt wird.

Kleiber (1993) führt drei grundlegende Annahmen auf, die diesem Modell zugrunde liegen:

1. Ein Begriff oder eine Kategorie hat scharfe Grenzen und stellt eine Entität dar.
2. Die Zugehörigkeit zu einer Kategorie ist entweder gegeben oder nicht gegeben; sie beruht auf dem falsch/wahr-Prinzip. Wenn der Begriff x alle notwendigen Bedingungen erfüllt, ist er der Kategorie Y zuzurechnen, sonst nicht.

² Ich werde im weiteren Verlauf der Prototypik die Bezeichnung *notwendige und hinreichende Bedingungen* (oder auch einfach *NHB*) dem Begriff der Invariante vorziehen, da dieser sich auf sprachliche Elemente bezieht, während der Begriff *NHB* auch darüber hinausgehend das Denotat erfassen kann.

3. Jeder Vertreter einer Kategorie ist ein gleich guter Vertreter derselben: Alle Vertreter derselben Kategorie besitzen den gleichen kategoriellen Status.

Aus diesen Annahmen folgt, dass die hinreichenden und notwendigen Bedingungen für die Kategorisierung eine definitorische Kraft entwickeln: Die hinreichenden und notwendigen Bedingungen der Kategorie *Hund* bilden gleichsam die Bedeutung der Kategorie *Hund*: „Die semantische Definition eines Wortes ergibt sich mithin als Konjunktion unabhängiger Merkmale, die eine Entität aufweisen muß, um entsprechend benannt zu werden.“ (Kleiber 1993, 13)

Stellen wir uns einen Hund vor. Damit ein Tier ein Hund ist, muss es zunächst zur Gruppe der Säugetiere gehören, es muss auf vier Beinen laufen, einen guten Geruchssinn besitzen und bellen können. All diese Eigenschaften³ müssen erfüllt sein, damit ein Tier auch als Hund bezeichnet wird. Jede der Bedingungen führt automatisch zu einer analytischen Wahrheit. Wenn also z. B. das zuvor angeführte Bellen eine notwendige Bedingung für Hunde ist, so ist folgender Satz „allein aufgrund seiner Bedeutung“ (Kleiber 1993, 13) wahr:

(1) Ein Hund bellt.

Letztlich kann ein außersprachliches, enzyklopädisches Merkmal aus einem Begriff nur dann ausgeschieden werden, wenn es sich dabei um ein nicht distinktives Merkmal handelt; *weiß* muss als notwendiges Merkmal für einen Schwan ausgeschlossen werden, da die Farbe des Federkleides keine notwendige Bedingung für einen Schwan darstellt. Es gibt schließlich keine Opposition zwischen dem Begriff *Schwan*

³ Welche Eigenschaften oder Merkmale aus naturwissenschaftlicher Sicht für die Kategorie relevant sind, spielt in der mentalen Repräsentation nur eine sehr untergeordnete Rolle.

(der einen weißen Schwan bezeichnet) und andersfarbigen Schwänen.⁴ Dies weist schon auf die Untrennbarkeit von Benennung und Kategorisierung. (vgl. Kleiber 1993, 14)

George Lakoff (1987) führt noch weitere Annahmen an, die dem klassischen Modell der Kategorisierung zugrunde liegen:

- Meaning is based on truth and reference; it concerns the relationship between symbols and things in the world.
- Biological species are natural kinds, defined by common essential properties.
- The mind is separated from, and independent of, the body.
- Emotion has no conceptual content.
- Grammar is a matter of pure form.
- Reason is transcendental, in that it transcends—goes beyond—the way human beings, or any other kinds of beings, happen to think. It concerns the inferential relationships among all possible concepts in this universe or any other. Mathematics is form of transcendental reason.
- There is a correct, God's eye view of the world—a single correct way of understanding what is and is not true.
- All people think using the same conceptual system.

(vgl. Lakoff 1987, 9)

⁴ Das Beispiel der andersfarbigen Schwäne ist spätestens seit seiner Erwähnung bei Karl Raimund Popper ein Standardbeispiel der Wissenschaftstheorie.

2.1.2. Probleme des klassischen Modells

An die Grenzen stößt das Modell der *notwendigen und hinreichenden Bedingungen* bei Wörtern, die auf verschiedene Typen von Referenten verweisen, so z. B. bei äquivokativen Wörtern wie *modern*, *Schule* oder *Bank*. Kleiber (1993) verweist darauf, dass das Problem bei disjunktiven Typen von Referenten noch einigermaßen behoben werden kann. So kann die Zugehörigkeit des Begriffes *Bank*, der entweder ein Geldinstitut oder eine Sitzgelegenheit bezeichnet, durch eine homonymische Darstellung im NHB-Modell erklärt werden: In diesem Fall gibt es zwei verschiedene Wörter, denen zwei verschiedene Typen von Referenten entsprechen, die durch zwei verschiedene Bündel an notwendigen und hinreichenden Bedingungen zwei verschiedenen Kategorien zugeordnet werden. Schwieriger wird es allerdings bei Begriffen, bei denen sich die Bedingungen überschneiden, weil die Bedeutungen ähnlich, aber dennoch nicht gleich sind, wie z. B. bei dem Begriff *Schule* der sowohl für die Institution, das Gebäude als auch den Unterricht stehen kann (vgl. Bußmann 2002, 524) oder dem bei Kleiber (1993) angeführten Beispiel frz. *veau* (lebendes Kalb und Kalbfleisch) (vgl. Kleiber 1993, 16). Hier kann ein Verweis auf die Polysemie auch nicht weiterhelfen, da dieser mehr Risiken als Fortschritt und Lösungspotential birgt (vgl. Kleiber 1993, 16).

Wenn man Fälle wie Homonymie und Polysemie außer Acht lässt, entspricht das Modell zunächst durchaus der Intuition, dass man die Bedeutung eines Wortes recht exakt beschreiben kann. Ebenfalls logisch erscheint es, dass die Entitäten klar voneinander getrennt sind, d. h. dass Hunde eben Hunde und keine Katzen sind und dass es bestimmte Merkmale für *Hunde* gibt, die die *Katzen* nicht aufweisen (wie z. B. das *Bellen*) oder das Dativobjekt in einem Satz eine andere Funktion als das Akkusativobjekt erfüllt. Laut Lakoff (1987) lässt sich diese Intuition mit der Existenz

einer *folk theory* erklären. Diese besagt, dass wir die Dinge als wohldefinierte Arten sehen, die durch gemeinsame Eigenschaften bestimmt werden und dass es eine richtige Art der Taxonomie dieser Arten gibt: „It (the folk theory) says that things come in well-defined kinds, that the kinds are characterized by shared properties, and that there is one right taxonomy of the kinds.“ (Lakoff 1987, 121)

Diese Intuitionen, die sich also durch die *folk theory* begründen lassen, finden auch in der Sprache ihre Repräsentation; Kleiber (1993) weist zurecht darauf hin, dass es referentielle Fragestellungen wie in Satz (2) gibt, die die Intuition reflektieren, dass es Kategorien gibt, deren Vertreter über gemeinsame Eigenschaften verfügen und deren Zugehörigkeit zu der Kategorie über diese gemeinsamen Eigenschaften erfolgt; andernfalls wären Fragen wie (2) nicht möglich.

(2) Was ist ein Hund?

(3) Ein Hund ist ein Tier, das bellt und einen guten Geruchssinn hat.

(4) Ein Hund ist ein deutscher Schäfer.

(5) Ein Hund ist ein Tier, das haart und einen guten Geruchssinn hat.

(6) *Ein Hund ist ein Tier, das miaut und im Dunklen gut sieht.

Auf die referentielle Frage (2) erhält man in der Regel auch eine Antwort wie in (3), die versucht, diese gemeinsamen Eigenschaften zu nennen, eine Antwort wie (4) wäre eine sehr untypische Antwort darauf, wie Kleiber (1993) mit einem leicht anderen Beispiel demonstriert (vgl. Kleiber 1993, 18).⁵

Als gewichtiges Argument gegen die Kategorisierung mittels notwendiger und hinreichender Bedingungen wird oft die Tatsache ins Treffen geführt, dass man sich bei

⁵ Man beachte die Tatsache, dass die Reihenfolge der Satzglieder in diesen Beispielen hier aufgrund des Gleichsetzungsglieds im Nominativ von Bedeutung ist.

der tatsächlichen Benennung der Eigenschaften schwer tut. Dieses Argument wird jedoch zum Teil dadurch entkräftet, dass die Sprecher/innen sehr wohl in der Lage sind zu entscheiden, ob eine Definition adäquat ist oder nicht. So ist Satz (5) eine adäquate Antwort auf die Frage (2), Satz (6) stellt jedoch keine korrekte Antwort dar. Man könnte somit argumentieren, dass das Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen der kognitiven Repräsentation der Kategorien entspricht, zumal es ja ein Modell ist, das einerseits eine lange philosophische Tradition hat und von den Menschen durchaus als richtig erachtet wird (vgl. Kleiber 1993, 17).

Gleichzeitig ist es schwierig, notwendige und hinreichende Bedingungen für alle Vertreter einer Gruppe zu finden, wie sich am Beispiel der Vögel recht gut zeigen lässt. Mögliche gemeinsame Eigenschaften aller Vögel könnten z. B. sein: Flugfähigkeit, Federkleid, Flügel, Schnabel. Nun treffen alle diese Eigenschaften auf einen *Spatz* oder eine *Amsel* zu, ein *Pinguin* kann jedoch nicht fliegen, gehört aber genauso der Gruppe der *Vögel* an. Da jedoch alle Vertreter einer Kategorie *Vogel* dieselben notwendigen und hinreichenden Eigenschaften besitzen müssen, um zu der Kategorie gezählt zu werden, kann die Eigenschaft Flugfähigkeit somit nicht über die Zugehörigkeit zur Kategorie *Vogel* entscheiden. Mit anderen Worten: Ein Vogel muss nicht fliegen können. Diesem Befund widerspricht in gewisser Hinsicht jedoch wieder die sprachliche Repräsentation der Kategorie *Vogel* als auch unserer Intuition, scheint es doch eine der typischen Eigenschaften eines Vogels zu sein, dass er fliegen kann. Insofern erscheint uns Satz (7) als normal, da hier der Vertreter eine typische Eigenschaft nicht besitzt, auf die gesondert hingewiesen werden muss, Satz (8) hingegen ist ein eher untypischer Satz, da wir ohnehin annehmen, dass ein Vogel fliegen kann und ein Herausheben dieses Umstands komisch erscheint:

(7) Ein Pinguin ist ein Vogel, aber er kann nicht fliegen.

(8) Ein Spatz ist ein Vogel, aber er kann fliegen.

Die Sprecher/innen sehen die Eigenschaft *fliegen* also als typisch für die Vertreter der Kategorie *Vögel* an, obwohl diese laut dem klassischen Modell der Kategorisierung keine notwendige Bedingung darstellt; diese Annahme steht jedoch im Gegensatz zu jener zuvor angeführten Intuition, die das Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen scheinbar stützt.⁶

Selbst bei der Abgrenzung einer Kategorie von einer anderen stößt das klassische Modell gelegentlich an seine Grenzen. So weist Jackendoff (1983) darauf hin, dass Farbadjektive sich einer Merkmalanalyse entziehen. Obwohl sich Sprecher/innen schwer tun, eine notwendige Bedingung für z. B. die Farbe *rot* zu nennen, können sie ohne Probleme *rot* von *blau* unterscheiden.⁷ Zudem treffen nicht immer alle als notwendig postulierten Bedingungen auch tatsächlich auf bestimmte Begriffe, Dinge,

⁶ Um es zu verdeutlichen: Es geht nicht darum, ob die Kategorisierung in naturwissenschaftlicher Hinsicht korrekt ist; vielmehr geht es darum, wie die Kategorisierung kognitiv erfolgt. Der Pinguin ist nach naturwissenschaftlichen Kriterien der Kategorie der Vögel zuzurechnen; diese müssen jedoch nicht notwendigerweise fliegen können. Nun ist die Kategorie der Vögel in der mentalen Repräsentation der Sprecher/innen jedoch mit dem Merkmal *fliegen* verbunden. Da ein Pinguin nicht fliegen kann, dürften Sprecher/innen Pinguine nicht zur Gruppe der Vögel zählen, wenn man davon ausgeht, dass das Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen, das doch eher die naturwissenschaftliche Kategorisierung abbildet, auch von Sprecher/innen bei dem Vorgang der Kategorisierung herangezogen wird. Dennoch werden Pinguine eher der Kategorie der Vögel, denn jener der Fische zugeordnet (die i. d. R. das Merkmal *schwimmen* aufweisen). Dieser Umstand ist als Indiz dafür zu werten, dass die mentale Repräsentation der Kategorien nicht dem klassischen Modell entspricht.

⁷ Gegen das Argument, dass man keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen für *rot* formulieren kann, lässt sich jedoch einwenden, dass dies in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass keine geeignete Metasprache zur Verfügung steht und dadurch nicht als Argument für die Prototypik gewertet werden kann.

etc. zu. So bestreiten Coleman und Kay (1981), dass alle drei Bedingungen⁸, die gemeinhin für den Vorgang *lügen* als notwendig angenommen werden, auch tatsächlich notwendig sind; so kann ein/e Sprecher/in z. B. eine vorsätzlich falsche Aussage machen, die jedoch aufgrund seines/ihrer Unwissens richtig ist – aufgrund des Vorsatzes, eine falsche Aussage machen zu wollen, würde man die Äußerung dennoch als Lüge bezeichnen. C. F. Fillmore (1975 und 1982) zeigt am Beispiel *Bachelor* (im Sinne von Junggeselle) ebenso, dass die vom klassischen Modell aufgestellten Kriterien nicht immer hinreichend sind. So führt er an, dass die Kategorisierung eines Bachelors als erwachsenen, unverheirateten Mann auch Personen miteinschließt, die man gemeinhin nicht als *Bachelor* bezeichnen würde, so z. B. den Papst oder ein homosexuelles Paar. Es benötigt weitere Bedingungen und Kontextualisierungen (z. B. in einer heteronormativen Welt), um solche Fälle auszuschließen. (vgl. Kleiber 1993, 21)

Auch wenn eine bestimmte Intuition für das NHB-Modell spricht und Kategorien somit auf einer horizontalen Ebene mit diesem Modell gut voneinander abgegrenzt werden können, ist die größte Schwäche des Modells seine Starrheit; eine Entität *x* gehört aufgrund der Übereinstimmung der eigenen Merkmale/Eigenschaften mit einem Merkmalbündel zu einer Kategorie *y*. Weist *x* die notwendigen Eigenschaften der Kategorie *y* nicht auf, gehört es nicht zur Kategorie. Davon abrückende Einordnungen (ob in der außersprachlichen Wirklichkeit oder der sprachlichen Repräsentation) können in dem Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen nicht berücksichtigt werden, wie ich anhand des Pinguin-Beispiels (ein Pinguin ist ein Vogel, kann

⁸ Kleiber (1993) führt folgende drei Bedingungen an, die erfüllt sein müssen, damit man von einer Lüge spricht: „(i) die von dem lügenden Sprecher gemachte Aussage *p* ist falsch; (ii) der Sprecher glaubt, daß sie falsch ist; (iii) durch das Äußern von *p* will er seinen Gesprächspartner täuschen.“ (21)

aber nicht fliegen) zu zeigen versucht habe. Ebenso haben alle Vertreter einer Kategorie denselben kategoriellen Status, sind also prinzipiell gleichberechtigt, diese kategorielle Gleichberechtigung ist aber mitunter sprachlich nicht repräsentiert, ebenso kann das klassische Modell nicht erklären, wieso Sprecher/innen eine bestimmte Kategorie *y* zur Benennung eines Vertreters *x* wählen und nicht eine andere Kategorie *z* oder *a*, deren Vertreter *x* ebenso ist (vertikale Ebene).

2.1.3. Prototypik

Da das zuvor vorgestellte Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen einige Schwächen aufweist und auf Annahmen basiert, die in dieser Form nicht haltbar sind, möchte ich in dem folgenden Kapitel auf ein anderes Modell der Kategorisierung eingehen, nämlich jenes der Prototypik. Es unterscheidet sich nicht nur durch die Art der inneren Strukturierung einer Kategorie von dem klassischen Modell, sondern kann auch Antworten auf Fragen liefern, die bei Zuhilfenahme des NHB-Modells nicht geklärt werden können (vgl. 2.1.2. Probleme des klassischen Modells).

2.1.3.1. Der Prototyp

Der zentrale Begriff der Prototypentheorie ist der Prototyp. Eleonor Rosch, eine der Begründerinnen der Prototypentheorie, bezeichnete den Prototyp in ihren ersten Arbeiten als das beste Exemplar, das zentrale Element einer Kategorie (vgl. Rosch 1973). Der Begriff unterscheidet sich damit von dem Begriff des Prototyps als das erste Exemplar einer Serienproduktion⁹.

Der Prototyp ist das Exemplar einer Kategorie, das von den Sprecher/innen als das beste gesehen wird, damit ist er zunächst etwas sehr Individuelles, denn nicht alle

⁹ Der Begriff des Prototypen als erstes Exemplar einer Reihe von Exemplaren wird jedoch in einer erweiterten Version der Prototypik durch Welke (2005, aber auch 2011) wieder eingeführt (vgl. dazu 2.1.3.2.).

Sprecher haben dieselben Vertreter einer Kategorie als beste Exemplare vor Augen, zum Beispiel könnte eine Sprecherin die *Amstel* als prototypischen Vertreter der Vögel nennen, während ein anderer Sprecher den *Spatz* nennt. Damit ein Prototyp nicht völlig willkürlich bestimmt ist, muss, was als Prototyp gelten möchte, eine gewisse Stabilität und Frequenz aufweisen, d. h. ein Vertreter einer Kategorie gilt nur dann als Prototyp derselben, wenn er auch am häufigsten genannt wird. Der Apfel gilt nur deshalb als Prototyp der Kategorie Obst, weil die Sprecher/innen auf die Frage, welches Obst am repräsentativsten sei, am öftesten den Apfel als Antwort gaben (vgl. Rosch 1973). Die Tatsache, dass die Prototypen relativ stabil sind, wenngleich es immer wieder kleinere Abweichungen gibt, wurde durch zahlreiche Nachfolgeuntersuchungen belegt, Kleiber (1993) verweist u. a. auf die französischsprachigen Untersuchungen von M. Denis (1978), D. Dubois (1982, 1983, 1986), F. Cordier (1980) und Cordier und Dubois (1981), die die Ergebnisse von Rosch bestätigen.

Ein weiterer Aspekt des Prototypen darf ebenfalls nicht übersehen werden, schreibt Kleiber (1993, 32):

Das beste Exemplar ist kein individuelles Exemplar. Wenn man die Sprecher nach dem besten Exemplar eines Vogels, Fahrzeugs, Möbelstücks usw. fragt, so erwartet man nicht, daß sie Individuen nennen, wie etwa „*Piepmatz*, der Kanarienvogel meines Nachbarn“ für *Vogel*, sondern Unterkategorien wie *Spatz*, *Adler*, *Küken* usw.

Kleiber führt als Erklärung dafür zwei Dinge an; erstens wäre, würde man Individuen als Prototypen zulassen, in vielen Fällen die interindividuelle Stabilität nicht mehr gegeben, und zweitens handelt es sich bei den meisten Kategorien um „offene, nicht-kontingente Klasse(n)“ (Kleiber 1993, 33), die sowohl alle gegenwärtigen, in der Ver-

gangenheit und der Zukunft existenten Individuen als auch „virtuelle und irreale Erscheinungen“ (Kleiber 1993, 33) beinhalten und somit zur Herausbildung ebenfalls offener, nicht-kontingenter bester Exemplare führt. D. h. Prototypen tendieren dazu, ebenfalls Unterkategorien oder allgemeine Begriffe zu sein, die darauf abzielen, einen Typ zu fassen und nicht ein individuelles Exemplar herauszustellen. Den Ausnahmefall, dass bei Kategorien, bei denen Menschen im Spiel sind, meist auch für den Prototyp Individuen genannt werden¹⁰, erklärt Lakoff im Rahmen seines Metonymiemodells (vgl. Lakoff 1987, 84–90).

Die Idee der Kategorisierung auf Basis von Prototypen ist also, dass Kategorien nicht, wie dies bei dem Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen der Fall ist, aus einer Reihe von gleichberechtigten Vertretern bestehen, sondern dass es zu einer Kategorie *y* bessere und schlechtere Vertreter gibt, es also innerhalb einer Kategorie graduelle Unterschiede gibt. Ein Satz wie (9) ist weniger wahr als (10), während (11) ganz falsch ist:¹¹

(9) Ein Pinguin ist ein Vogel.

(10) Ein Spatz ist ein Vogel.

(11) Ein Hund ist ein Vogel.

Wenn es nun graduelle Unterschiede zwischen einzelnen Vertretern einer Kategorie in Hinblick auf deren Zugehörigkeit gibt, lässt sich daraus schließen, dass Kategorien bzw. Begriffe unscharfe Grenzen haben. Wenn ein Vertreter *x* weniger zur Kategorie

¹⁰ z. B. wird auf die Frage nach dem Prototyp eines Schauspielers erwartungsgemäß eher mit Namen berühmter Schauspieler wie George Clooney geantwortet werden als mit dem nicht so bekannten Jim Sturgess.

¹¹ Auch hier ist wieder zu beachten, dass der Reihenfolge der Satzglieder nicht beliebig vertauscht werden kann, ohne ihre Sinnhaftigkeit einzubüßen.

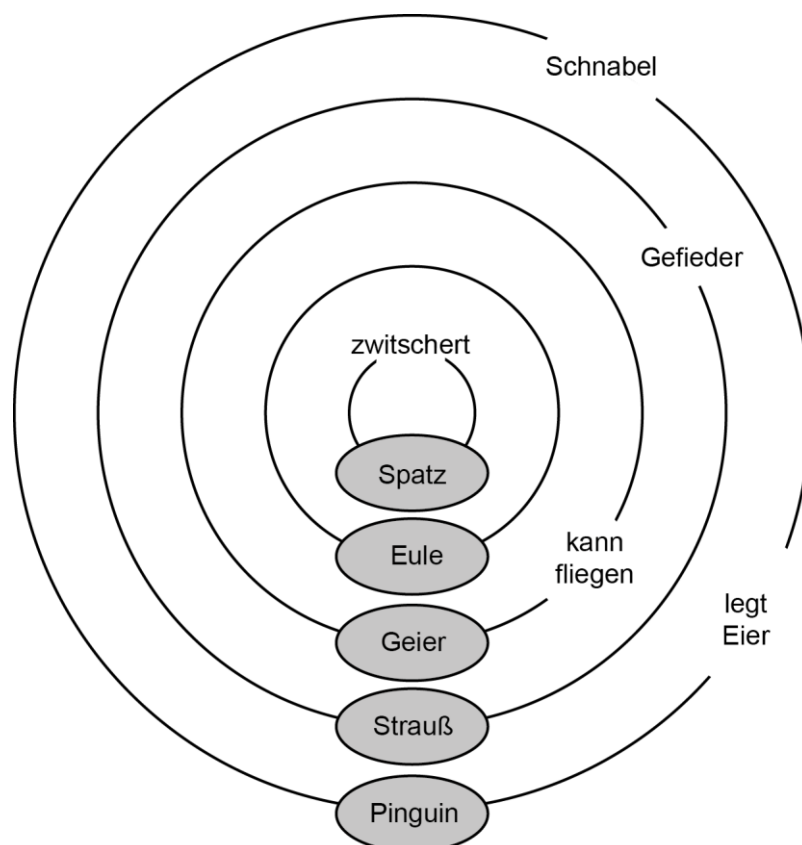
y gehört als Vertreter z und dieser wiederum weniger als Vertreter a, fehlt die Grundlage, eindeutig über eine Zugehörigkeit zu entscheiden. Es gibt nun nicht mehr nur die Möglichkeiten (a) gehört oder (b) gehört nicht zur Kategorie y, sondern graduelle Zugehörigkeiten. Je mehr ein Vertreter zu einer Kategorie gehört, umso stärker repräsentiert er diese auch. Ein *Spatz* ist ein besserer Repräsentant, ein besser Prototyp für die Kategorie *Vogel* als ein *Pinguin*, um auf die obigen Beispiele zurückzugreifen. Durch die Einführung gradueller Unterschiede innerhalb einer Kategorie und des Prototyps wird allerdings die Möglichkeit, analytisch anhand bestimmter Eigenschaften über die Zugehörigkeit zu einer Kategorie zu entscheiden, verunmöglicht. Wenn sich eine Kategorie nicht mehr über eine Reihe gemeinsamer und notwendiger Eigenschaften definiert, wie dies beim klassischen Modell der Fall war, muss ein neuer Weg der Zugehörigkeitsbestimmung gefunden werden. Vertreter und Befürworter der Prototypik geben zweierlei Antworten: (1) Die Zugehörigkeit zu einer Kategorie wird über die Ähnlichkeit mit dem Prototypen der jeweiligen Kategorie bestimmt und (2) über die Zugehörigkeit wird nicht analytisch, sondern global entschieden¹² (vgl. Kleiber 1993, 38).

Die Kategorien selbst sind also prototypisch aufgebaut; zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich die Konzeption dieser neuen Kategorisierung auf folgende Überlegungen stützt (zit. n. Kleiber 1993, 33–34):

¹² Ergänzen lässt sich meiner Meinung nach hierbei, dass eine Kategorisierung bzw. der Vergleich des zu kategorisierenden x mit dem Prototyp y auf teilanalytischer Basis prinzipiell denkmöglich ist; dabei muss jedoch auf jeden Fall das Kriterium der Notwendigkeit suspendiert werden. So ist es denkmöglich, dass man bei der Frage, ob ein Australian Shepherd ein typischerer Hund als ein Mops ist, Eigenschaften wie die Größe, die Beschaffenheit des Fells oder die Belllaute heranzieht und diese mit seiner prototypischen Vorstellung eines Hundes vergleicht, um herauszufinden, dass der Australian Shepherd nicht nur ein schöner und intelligenter, sondern auch ein typischerer Hund als ein Mops ist.

1. Eine Kategorie hat eine prototypische innere Struktur.
2. Der Repräsentativitätsgrad eines Exemplares entspricht dem Grad seiner Zugehörigkeit zur Kategorie.
3. Die Grenzen zwischen den Kategorien bzw. Begriffen sind unscharf.
4. Die Vertreter einer Kategorie verfügen nicht über Eigenschaften, die allen Vertretern gemeinsam sind; sie werden durch eine *Familienähnlichkeit* zusammengehalten.
5. Die Zugehörigkeit zu einer Kategorie ergibt sich aus dem Grad der Ähnlichkeit mit dem Prototyp.
6. Über die Zugehörigkeit wird nicht analytisch, sondern global entschieden.

Sieht man also den Prototyp als besten Vertreter einer Kategorie, der über Familienähnlichkeiten mit weiteren Vertretern dieser Kategorie verbunden ist, sind Kategorien prototypisch radial mit unscharfen Grenzen organisiert (vgl. Lakoff 1987, 91–96):



Zum Verständnis der Skizze: Der Prototyp steht in der Mitte, stellt den idealen Vertreter der Kategorie *x* dar. Radial angeordnet finden sich die verschiedenen Vertreter, die über Familienähnlichkeiten, d. h. über einzelne Merkmale mit dem Prototypen verbunden sind. Je nach Entfernung zum Prototyp stellen sie bessere bzw. weniger typische Vertreter dar; je näher ein Vertreter am Prototyp dran ist, umso typischer ist er. Dass Vertreter über Familienähnlichkeiten mit weiteren Vertretern verbunden sind, nennt Lakoff *chaining* (vgl. 1987, 95).¹³

Ein Begriff wurde bei den Überlegungen bereits genannt, aber noch nicht erklärt: Der Begriff der *Familienähnlichkeit*. Vertreter prototypischer Kategorien sind über Familienähnlichkeiten miteinander verbunden, nicht über gemeinsame, invariante Merkmale. Der Begriff geht auf den Wiener Philosophen Ludwig Wittgenstein zurück, der ihn in den *Philosophischen Untersuchungen* (1953, § 66) einführt, um die Gemeinsamkeiten von unterschiedlichen Spielen zu benennen:

Betrachte z. B. einmal die Vorgänge, die wir »Spiele« nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam? – Sag nicht: »Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht ›Spiele‹ « – sondern schau, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was allen gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau! – Schau z. B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber

¹³ Nicht eingezeichnet in der Skizze ist eine weitere Unterkategorie, die Lakoff (1987) in Anlehnung an Borges *The Other* nennt. Diese Subkategorie, die „anything else“, also alles andere beinhaltet, ist jedoch nicht prototypisch strukturiert (vgl. 96).

viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren. – Sind sie alle »unterhaltend«. Vergleiche Schach mit dem Mühl-fahren. Oder gibt es überall ein Gewinnen und Verlieren, oder eine Konkurrenz der Spielenden? Denk an die Patienzen. In den Ballspielen gibt es Gewinnen und Verlieren; aber wenn ein Kind den Ball an die Wand wirft und wieder auf-fängt, so ist dieser Zug verschwunden. Schau, welche Rolle Geschick und Glück spielen. Und wie verschieden ist Geschick im Schachspiel und Geschick im Tennisspiel. Denk nun an die Reigenspiele: Hier ist das Element der Unter-haltung, aber wie viele der anderen Charakterzüge sind verschwunden! Und so können wir durch die vielen, vielen anderen Gruppen von Spielen gehen. Ähn-lichkeiten auftauchen und verschwinden sehen. Und das Ergebnis dieser Be-trachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen. (...) Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort »Familienähnlichkeiten«; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiede-nen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen; Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sa-gen: die »Spiele« bilden eine Familie.

Der Begriff der Familienähnlichkeit bezeichnet somit den Umstand, dass sich Merk-male bestimmter Vertreter einer Kategorie überlappen.

2.1.3.2. Erweiterte Version der Prototypik

Die erweiterte Version der Prototypik wurde von den Pionieren der Prototypik, allen voran Rosch selbst entwickelt und stellt in gewisser Weise einen Bruch mit der Stan-

Standardversion der Prototypik dar, die sich trotz dieser Weiterentwicklung immer noch verbreitet (vgl. Kleiber 1993, 111).

Dabei wurde in erster Linie das die Kategorie konstituierende Element des Prototyps fallen gelassen. Die Idee des Prototyps selbst existiert weiterhin, der Prototyp selbst ist aber nicht mehr für die Kategorie an sich konstituierend, d. h. die Vertreter einer Kategorie werden nicht mehr durch einen globalen Ähnlichkeitsvergleich mit dem Prototypen einer Kategorie eher oder eher nicht zugerechnet; der Prototyp verliert in der erweiterten Version auch seinen Repräsentationscharakter. Vielmehr spricht Rosch (1978) von dem Prototyp als Fiktion und gewissen Prototypizitätsgraden: „Wenn man von *einem Prototyp* spricht, ist dies lediglich eine bequeme Fiktion; worum es wirklich geht, sind Urteile über den Grad der Prototypizität.“ (Rosch 1978, 40; zit. n. Kleiber 1993, 111). Auch die unscharfen Kategoriengrenzen und die Annahme, dass der Repräsentationsgrad eines Vertreters dem Grad seiner Zugehörigkeit entspricht, ist für Kleiber falsch.

Vielmehr bleibt nur, dass die einzelnen Vertreter einer Kategorie über den Wittgenstein'schen Begriff der *Familienähnlichkeiten* miteinander verbunden sind. Dabei ist zu beachten, dass einzelne Vertreter einer Kategorie kein einziges Merkmal miteinander teilen müssen, sie müssen lediglich über andere Vertreter derselben Kategorie miteinander verbunden sein. Diese Annahme ist m. E. die entscheidende Verschiebung zwischen der Standardversion und der erweiterten Version der Prototypik.

Stellt man sich vor, dass die Buchstaben die verschiedenen Merkmale repräsentieren, kann man sich eine Kategorie, die nur über Familienähnlichkeiten miteinander verbunden ist, z. B. so vorstellen:

(12) AB BC CD DE

Der erste und der letzte Vertreter dieser Kategorie haben überhaupt kein Merkmal gemeinsam. Andererseits kann es natürlich auch sein, dass mehrere Vertreter gemeinsame Merkmale teilen, wobei hier die Vertreter nicht linear mit ihren jeweiligen Nachbarn verbunden sind, die Visualisierung also lediglich eine ungeordnete Auflistung der Kategorie darstellt, anders als die Kette in (12):

(13) AB BC AD BD CE AE

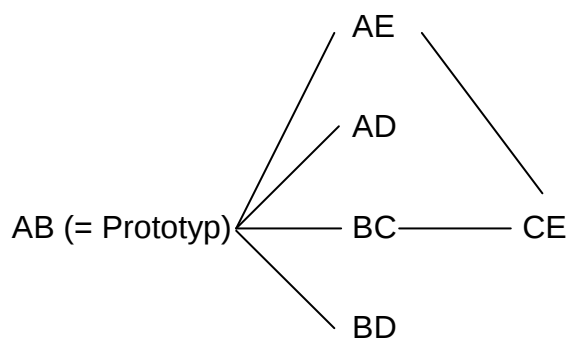
Erwähnenswert ist bei der erweiterten Prototypik noch der Umstand, dass man lediglich von Prototypeneffekten spricht (vgl. Kleiber 1993, 113) sowie die Auffassung, dass jene prototypischen Effekte lediglich Oberflächenphänomene sind, die einen Rückgriff auf eine Tiefenstruktur und damit eine Vervielfachung der Prototypen bedingt (vgl. Fillmore 1982, 32–34).

Dadurch verliert die Prototypik jedoch m. E. einen Teil ihrer Vorteile: Wir haben es wieder mit verschiedenen Prototypen zu tun, die ihrerseits unterteilt werden müssen. Inwieweit damit ein (kleiner) Rückschritt hin zu invarianten Merkmalsdefinitionen gemacht wurde, sei dahingestellt.

Einen anderen Weg geht Welke (2005 und 2011), der ebenfalls von der Standardtheorie der Prototypik abweicht. Für ihn stellt der Prototyp nicht den idealen Vertreter oder den Repräsentanten einer Kategorie dar, Welke geht von dem Prototyp als ersten Vertreter einer Reihe von Vertretern aus, die über Familienähnlichkeiten miteinander verbunden sind. Somit wäre in Beispiel (12) AB der Prototyp. Dies erscheint mir als guter Ausweg aus der Problematik, mit einem Prototypen wieder ein Exemplar einer Kategorie zu haben, das gewissermaßen alle Eigenschaften in sich vereint, wenn auch die einzelnen Vertreter im Gegensatz zu invarianten Bedeu-

tungskategorien nun nicht alle Eigenschaften mit dem Prototypen, sondern nur einige mit ihm teilen müssen.¹⁴

Das Prototypenkonzept, welches ich in der vorliegenden Arbeit verwenden möchte, ist an Welkes Prototypenkonzept angelehnt. Der Prototyp wird als erster Vertreter einer Reihe von Vertretern gesehen, die über Familienähnlichkeiten miteinander verbunden sind. Dabei muss jedoch nicht zwangsläufig eine Familienähnlichkeitskette konstituiert werden, einzelne Vertreter können weiterhin über Familienähnlichkeiten mit dem Prototyp verbunden sein. Die Idee soll anhand der Vertreter in (13) verdeutlicht werden:



Wenn ich von einem Prototypen spreche, ist somit der erste Vertreter gemeint, bei einem Rückgriff auf die Standardversion der Prototypik wird dies deutlich gekennzeichnet.

2.2. Valenztheorie

Die Valenztheorie ist eine Grammatiktheorie, die auf dem Dependenzbegriff aufbaut und seit den 60er-Jahren vor allem im deutschsprachigen Raum sehr populär gewor-

¹⁴ Dieses Konzept von Welke ist eher für eine diachronen Sichtweise grammatischer Phänomene geeignet und kann m. E. n. nicht global gedacht werden. Betrachtet man diesen Zugang aus einer semantischen und psychologischen Perspektive, scheint dieser ebenso problembehaftet zu sein.

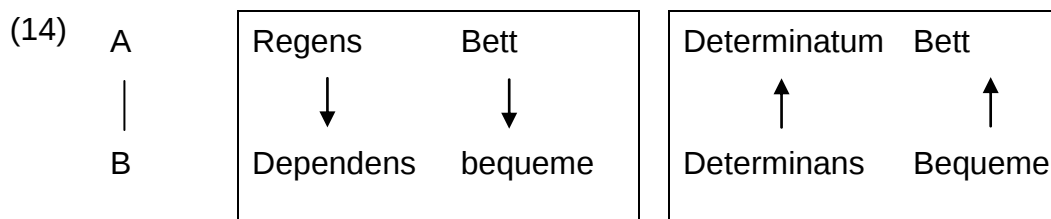
den ist. Als Gründer der modernen Valenztheorie gilt Lucien Tesnière, Vorläufer des Valenzkonzepts reichen jedoch schon bis in die mittelalterliche Grammatik der prä-modistischen Syntax der Frühscholastik und der modistischen Syntax der Hochscholastik zurück (vgl. Ágel 2000, 16).

2.2.1. Dependenz und Valenz

2.2.1.1. Dependenz

Der zentrale Begriff, auf den das Konzept der Valenz aufsetzt, ist jener der Dependenz. Die Dependenz beschreibt das Abhängigkeitsverhältnis zweier Entitäten voneinander, in der Sprachwissenschaft ist sie neben der Konstituenz eines der beiden syntaktischen Relationsprinzipien. Die Dependenz ist „eine asymmetrische Relation der syntaktischen Abhängigkeit eines gegebenen Wortes A von einem anderen Wort B im Satz“ (Glück 2000, 143), d. h. die Dependenz beschreibt die Relation zwischen den Wörtern A und B, wobei B von A abhängig ist, ohne A also gar nicht vorkommen kann. Das Wort A, von dem die Abhängigkeit ausgeht, wird *Regens* genannt, das abhängige Wort B heißt *Dependens*.

Diese Definition ist rein auf die syntaktische Struktur beschränkt. Bezieht man den semantischen Aspekt mit ein, kehrt sich das Abhängigkeitsverhältnis um. Man spricht dann von Determination, das *Determinans* determiniert das *Determinatum*. Ist A von B formalsyntaktisch abhängig, so determiniert B A. (14) macht dies deutlich:



Während formalsyntaktisch Bett *bequeme* regiert, bestimmt semantisch *bequeme* Bett näher. Eine ausführlichere, aktuelle Beschreibung des Dependenzbegriffs auf syntaktischer und semantischer Ebene in Hinblick auf die für die Valenztheorie wichtigen Aspekte findet sich in Welke (2011, 23–39).

2.2.1.2. Valenz

Ausgehend von einem intuitiven Dependenzbegriff kommt Tesnière in seiner *Éléments de syntaxe structurale* (1959; dt. *Grundzüge der strukturalen Syntax*, 1980)¹⁵ sowohl auf das Kernstück der Valenztheorie, den Valenzbegriff als auch auf die Unterscheidung zwischen Ergänzung und Angabe (die bei ihm noch mit Aktanten und Umständen bezeichnet sind) zu sprechen. Dabei bedient er sich zweier Metaphern.

Die erste¹⁶ beschreibt Valenz in Analogie zum Valenzbegriff in der Chemie als Ergänzungsbedürftigkeit des Verbs:

Man kann so das Verb mit einem Atom vergleichen, an dem Häkchen angebracht sind, so daß es je nach der Anzahl der Häkchen eine wechselnde Zahl von Aktanten an sich ziehen und in Abhängigkeit halten kann. Die Anzahl der Häkchen, die ein Verb aufweist, und dementsprechend die Anzahl der Aktan-

¹⁵ Das posthum erschienene Werk wurde 1980 durch Ulrich Engel ins Deutsche übersetzt. Im Folgenden wird mit der Kurzbelegbezeichnung (Tesnière 1980) aus der deutschen Übersetzung zitiert, Seitenangaben entstammen ebenfalls dieser Ausgabe.

¹⁶ Wie an den Seitenangaben zu sehen ist, verwendet Tesnière wesentlich früher das hier als zweite Metapher bezeichnete Bild des Satzes als Drama. Da jedoch hauptsächlich die im Buch erst später erfolgte Übertragung des Begriffes Valenz von den Naturwissenschaften auf die Sprachwissenschaft aufgegriffen und in den Fokus geraten ist, möchte ich sie hier an den Beginn stellen.

ten, die es regieren kann, ergibt das, was man die Valenz des Verbs nennt.
(Tesnière 1980, 161)

Interessant ist, dass Tesnière hier einerseits schon auf den Begriff der Rektion eingeht, der eine gewichtige Rolle in der Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben spielt, andererseits diese Analogie eine formale Bindung impliziert (vgl. auch Kapitel 2.2.2. Ergänzungen und Angaben). Angaben sind zudem von der Valenz des Verbs ausgeschlossen.

Die zweite Metapher, die den Satz mit einem Drama, bei dem es Akteure und Umstände gibt, vergleicht, führt zu der Unterteilung von Ergänzungen und Angaben:

Der *noed central* (d. h. der Verbalkomplex, S. H.), der bei den meisten europäischen Sprachen im Zentrum steht, läßt sich mit einem kleinen Drama vergleichen. Wie das Drama umfaßt er notwendig ein Geschehen und meist noch Akteure und Umstände. Wechselt man aus der Wirklichkeit des Dramas auf die Ebene der strukturalen Syntax über, so entspricht dem Geschehen das Verb, den Akteuren die Aktanten [*actant*] und den Umständen die Angaben [*circonstant*]. Die Aktanten sind Wesen oder Dinge, die auf irgendeine Art, sei es auch nur passiv, gewissermaßen als bloße Statisten, am Geschehen teilhaben. (...) Die Angaben bezeichnen Umstände der Zeit, des Ortes, der Art und Weise usw., unter denen sich das Geschehen vollzieht. (Tesnière 1980, 93)

Tesnière vollzieht hier nicht nur eine erste terminologische Unterscheidung, sondern trifft zugleich eine semantische Unterscheidung zwischen Ergänzungen und Angaben. Bemerkenswert ist dies m. E. aus zwei Gründen: Erstens, weil die meisten Unterscheidungsmerkmale auf syntaktischer Ebene angesiedelt sind und zweitens, da

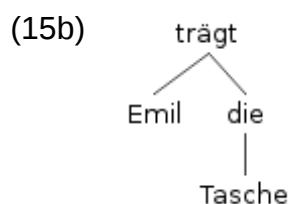
durch die Zuweisung von Temporal-, Lokal- und Modalangaben Analogien zu anderen Grammatiktheorien möglich sind.

Ausgehend von diesen beiden Metaphern lässt sich festhalten, dass Valenz zunächst vom Verb ausgeht und die Ergänzungsbedürftigkeit desselben darstellt.¹⁷ Das Verb besitzt die Fähigkeit, Leerstellen im Satzbauplan zu eröffnen, die von Ergänzungen gefüllt werden müssen. Oder allgemeiner ausgedrückt: Valenz bezeichnet die Eigenschaft von einem Lexem A, Leerstellen für eine bestimmte Anzahl von B zu eröffnen, wobei A B regiert¹⁸ (vgl. Ágel 2000, 74). Die Anzahl der eröffneten Leerstellen für B drückt dann die Wertigkeit von A aus.

Ein Verb wie z. B. *tragen* fordert zwei Ergänzungen, nämlich wer trägt und was getragen wird. Es ist somit zweiwertig. Die Realisierung der Valenz des zweiwertigen Verbs *tragen*, d. h. ein grammatikalischer Satz könnte somit lauten:

(15a) Emil trägt die Tasche.

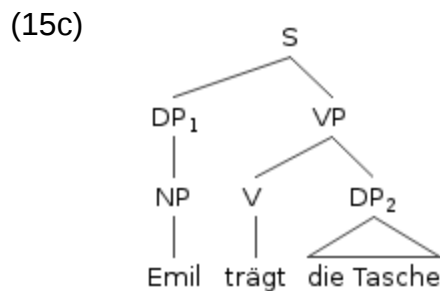
Das Stemma sieht folgendermaßen aus:



¹⁷ Der Valenzbegriff trifft nicht nur auf Verben zu, sondern wurde auf andere Wortarten wie Adjektive, aber auch Adverbien oder Präpositionen ausgeweitet (vgl. Welke 1988; Ágel 2000; Glück 2000 u. a.)

¹⁸ Zum Kriterium der Rektion bzw. Subkategorisierung siehe Kapitel 2.2.2.3.

Der Konstituentenbaum sieht folgendermaßen aus:



Das Kriterium der (Kasus-)Rektion wurde zuvor schon erwähnt. Das Verb *tragen* in seiner Bedeutung von *etwas transportieren* fordert eben nicht nur zwei beliebige Ergänzungen, sondern eine Ergänzung im Nominativ und eine im Akkusativ.¹⁹ Die Zahl der Ergänzungen, die gefordert werden, d. h. die Anzahl der eröffneten Leerstellen nennt man *quantitative Valenz*, die unterschiedlichen Formen (Kasus) derselben wird als *qualitative Valenz* bezeichnet.

2.2.2. Ergänzungen und Angaben

Die Frage nach der Unterscheidung zwischen Ergänzungen und Angaben ist eine der großen Diskussionspunkte der Valenztheorie und wurde schon in der Gründungsmetapher von Tesnière (1980) erwähnt. Durch seine (erste) Unterteilung des Satzes in das Geschehen (d. h. Verb), die Aktanten (d. h. Ergänzungen) und Umstände (d. h. Angaben) eröffnen sich Vergleichsmöglichkeiten zu anderen grammatischen Theorien. Welke (2011) sieht diese am Verb getroffene Differenzierung als

¹⁹ Zudem existieren ebenso semantische Selektionsbedingungen, wie z. B. prototypisch +hum für die 1. Ergänzung, d. h. dass diese der Klasse *Mensch* zugehörig sein muss. Prototypisch ist die Selektionsbedingung +hum deshalb, da natürlich auch gewisse Tiere, wie z.B. Esel oder Pferde Lasten tragen können, in diesen Fällen das semantische Kriterium +Anim (Tier) zutreffender ist, gleichwohl nicht jedes Tier Lasten tragen kann; vgl. *Der Esel trägt den Proviant* vs. * *Die Fliege trägt den Proviant*.

grundsätzlicher Natur bei Nominativ-Akkusativ-Sprachen, die in den meisten Grammatiktheorien wiederkehrt (vgl. 45–46):

Valenztheorie	Valenzträger	Ergänzung	Angabe
Satzgliedanalyse	Prädikat	Objekt (und Subjekt)	Adverbialbestimmungen
Generative Grammatik	Kopf	Komplement (und Spezifikator)	Adjunkt
Semantik	Prädikat	Argument	Modifikator

Wie in der Tabelle ersichtlich, entsprechen Ergänzungen Objekten in der Satzgliedanalyse, Angaben Adverbialbestimmungen. Diese wiederkehrende Differenzierung ist als prototypische Vergleichsschablone anzusehen, denn nicht jede Adverbialbestimmung ist den Angaben zuzurechnen, ebenso müssen Objekte nicht zwangsläufig Ergänzungen sein:

(16) Emil liegt im Bett.

(17a) Emil wohnt in Wien.

(17b)?Emil wohnt.

(18) Emil trägt seiner Mutter den Koffer.

In (16) ist *im Bett* eine Lokaladverbialbestimmung, dennoch würde man intuitiv meinen, dass das Verb *liegen* zwei Leerstellen eröffnet. Noch deutlicher wird diese Intuition in (17a), ein Satz wie (17b) ist, wenn nicht ungrammatisch, dann zumindest von zweifelhafter Grammatikalität²⁰. *Seiner Mutter* in (18) ist hingegen ein Objekt im Da-

²⁰ *Wohnen* ist grundsätzlich ein zweiwertiges Verb mit zwei obligaten, nicht weglassbaren Ergänzungen. Ungeachtet dessen kann die zweite Ergänzung im Rahmen einer kontextuellen Ellipse nicht realisiert werden, vgl. *Herbert haust, Waltraud wohnt, Ronald residiert*.

tiv. Die Beantwortung der Frage, inwieweit dieser freie Dativ als Ergänzung oder Angabe gesehen werden kann, ist eines der Ziele dieser Arbeit.

Die folgenden Kriterien haben sich in der Fachliteratur als Unterscheidungskriterien herauskristallisiert. Die Aufstellung folgt dabei v.a. den Ausführungen von Welke (1988 und 2011).

2.2.2.1. Obligatheit

Eines der bedeutendsten Kriterien, Ergänzungen von Angaben zu unterscheiden, stellt die Obligatheit dar. Ergänzungen sind obligat, d. h. sie sind nicht weglassbar, während Angaben prinzipiell weggelassen werden können, ohne den Satz ungrammatisch werden zu lassen.

Dieses Kriterium geht einerseits auf die Sprachintuition zurück, die sich aus der Definition von Valenz als Ergänzungsbedürftigkeit ergibt. So gibt es in einem Satz Informationen, die zwingend notwendig sind, um den Satz zu verstehen und grammatisch sein zu lassen, und es gibt Informationen, die den Sachverhalt näher beleuchten, für das Grundverständnis aber nicht notwendig sind. Intuitiv gesehen erscheint es logisch, dass die Grundinformationen wichtiger sind und somit einen anderen Status haben sollten als jene Zusatzinformationen, die das Geschehen zwar verdeutlichen, aber eben nicht dazu beitragen, dass man den Satz überhaupt erst einmal versteht. Betrachten wir folgende Sätze:

(15a) Emil trägt die Tasche.

(15b) Emil trägt die Tasche zum Bahnhof.

(15c) Emil trägt der Mutter zu Mittag die Tasche zum Bahnhof.

Wohin (zum Bahnhof), wann (zu Mittag) und für wen (der Mutter) Emil die Tasche trägt, bestimmt die Umstände näher, ist aber nicht notwendig, um einen verständlichen und grammatischen Satz zu bilden. Diese drei Satzglieder sind weglassbar, ohne dass die Grammatikalität des Satzes beeinträchtigt ist. Nicht weglassbar hingegen ist, wer (Emil) was (die Tasche) trägt. Die Obligatorität eines Satzgliedes kann man somit mittels einer sogenannten Weglassprobe ermitteln, die unter dem Namen Abstrichprobe schon 1959 in der Duden-Grammatik von Grebe (1959) vorhanden ist, dort aber im Gegensatz zur streng formal motivierten Weglassprobe von Helbig m. E. eher inhaltsbezogen zu verstehen ist²¹. Grebe (1959) kann deswegen auf die unterschiedlichen Lesearten hinweisen und dafür plädieren, dass als Ergänzungen „diejenigen Glieder zu ermitteln (sind), die diese Sehweise begründen“ (435), während Helbig (1965) all jene Glieder, die weglassbar sind, nach dem Kriterium der Obligatorität als Angaben einstufen müsste, dies jedoch in vielen Fällen wie (6a) bzw. (6b) der Intuition entgegenläuft.

(19a) Emil liest ein Buch.

(19b) Emil liest.

Ein Buch wäre demnach, gäbe es keine weiteren Kriterien für die Unterscheidung von Angaben und Ergänzungen somit eine Angabe. Dies entspricht jedoch weder der allgemeinen Auffassung noch stimmt es mit unserer Intuition überein. Auch wenn wir an die Dramenmetapher denken, ist das Buch wohl kaum ein Umstand, sondern eher

²¹ Welke (2011) wirft hier ein, dass zwischen Weglass- und Abstrichprobe kein Unterschied zu erkennen ist. Dieser Auffassung stimme ich zu. Bemerkt werden muss jedoch, dass durch die syntaktische Motiviertheit der Weglassprobe aus meiner Sicht u. a. erst die Notwendigkeit einer Unterscheidung in obligatorische, notwendige und fakultative Ergänzungen für Helbig entstanden ist.

ein Akteur, wenn auch in einem abstrakten Sinn (mit dem Buch geschieht etwas, es lässt sich lesen).

2.2.2.2. Sinnnotwendigkeit

Das Kriterium der Sinnnotwendigkeit ist eng mit dem Kriterium der Obligatheit verbunden. Oft ist eine Ergänzung obligatorisch und sinnnotwendig. Nachdem sich jedoch speziell die Weglassprobe als nicht ausreichend zuverlässiger Test für die Trennung von Ergänzung und Angabe herausgestellt hat, musste eine Erklärung gefunden werden, warum Ergänzungen – oder zumindest mit der Intuition eher dem Bereich der Ergänzungen zugeordnete Satzglieder wie *ein Buch* in (6) – trotzdem weggelassen werden können. Eine mögliche Erklärung hierfür bietet Helbig (1965), indem er zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur unterscheidet. So gibt es auf der Ebene der Oberflächenstruktur obligatorische und fakultative Ergänzungen, in der Tiefenstruktur sind Ergänzungen immer obligatorisch, d. h. dass etwas vorhanden sein muss, das gelesen werden kann, muss immer mitgedacht sein, kann jedoch wie in (6a) auch nicht realisiert werden. Kritiker wenden ein, dass jedoch nicht plausibel erklärt werden kann, warum zwar ein Lesegegenstand, aber nicht z. B. die Zeit, in der der Lesevorgang stattfindet, ebenfalls mitgedacht werden kann/muss (vgl. Welke 2011, 50).

In der *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie* plädiert Welke (1988) dafür, Sinnnotwendigkeit von Nichtweglassbarkeit (d. h. Obligatheit) zu trennen. Zwar können beide, also sinnnotwendige wie auch nicht-sinnnotwendige Ergänzungen weggelassen werden, diese sinnnotwendigen Ergänzungen können jedoch nur unter bestimmten Umständen, wie z. B. kontextuellen Ellipsen weggelassen werden. Letztlich führen derartige Unterscheidungen zu einer immer differenzierten Unterscheidung,

die m. E. nur mehr sehr bedingt praxistauglich ist und zeitweise seltsame Blüten treibt. So führen Differenzierungen von Pasch (1977) und Helbig (1982) schließlich dazu, dass es nicht nur obligatorische und fakultative Ergänzungen gibt, sondern zudem zwischen relativ und absolut obligatorischen Ergänzungen unterschieden werden muss, wie Welke (1988, 26) zeigt.

Dass sich letztlich die Unterscheidung in obligatorische und fakultative Ergänzungen durchgesetzt hat, gleichzeitig das Kriterium der Weglassbarkeit immer noch ein oft strapaziertes Mittel zur Trennung von Ergänzungen und Angaben ist, stellt m. E. ein Problem der Valenztheorie dar. Im Anschluss an die damit implizierte Trennung von Oberflächen- und Tiefenstruktur möchte ich die Sinnnotwendigkeit als Kriterium der Tiefenstruktur, die Obligatheit, d. h. die Nichtweglassbarkeit als Kriterium der Oberflächenstruktur auffassen.

2.2.2.3. Rektion und Subkategorisierung

Ein besseres Unterscheidungskriterium stellt die Regiertheit bzw. Subkategorisierung dar. Rektion und Subkategorisierung bezeichnen dasselbe Phänomen, beschreiben es jedoch von verschiedenen Seiten.

(19a) Emil liest ein Buch.

(19c)* Emil duscht ein Buch.

(20) Emil hilft der alten Dame.

(21) Emil unterstützt den alten Mann beim Einkauf.

Ein Verb regiert einen bestimmten Kasus, z. B. regiert *helfen* den Dativ (20), während *unterstützen* den Akkusativ regiert (21). *Helfen* benötigt eine Ergänzung im Dativ, die bei einem grammatischen Satz mit *unterstützen* nicht möglich ist. Von der Seite der Ergänzungen betrachtet subkategorisieren diese jedoch die Verben, Dativergänzun-

gen sind eben nur zu einer ganz bestimmten Gruppe von Verben hinzufügbare, ebenso lässt sich die Ergänzung *ein Buch* nicht beliebig mit allen Verben verwenden, wie (19c) zeigt. Man spricht in diesem Fall auch von *Subklassenspezifika*. Für Engel (1977) ist es überhaupt das alleinige Kriterium, nach dem Ergänzungen von Angaben zu unterscheiden sind: „Angaben sind Glieder, die von allen Elementen einer Wortklasse abhängen können. Ergänzungen sind Glieder, die nur von bestimmten Elementen einer Wortklasse abhängen“ (100).

Verben regieren ihre Ergänzungen, Ergänzungen subkategorisieren ihrerseits Verben, Angaben sind hingegen recht frei hinzufügbare.

2.2.2.4. Fazit

Es ist nicht immer leicht, Ergänzungen von Angaben zu unterscheiden. Das Problem geht dabei bis zur Gründungsmetapher zurück, auch die Entwicklung von diversen Testverfahren konnte nicht dazu beitragen, die Probleme bei der Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben vollständig zu lösen. Schwitalla (1985) merkt in Hinblick auf diese Testverfahren zur Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben an: „Sie sind alle umstritten.“ (266)

Zur Unterscheidung haben sich jedoch zwei bis drei Kriterien als sehr brauchbar herausgestellt: Einerseits die Obligatorik bzw. Nicht-Weglassbarkeit und Sinnnotwendigkeit, andererseits die Rektion bzw. Subkategorisierung oder Subklassenspezifika. Da jedoch nicht alle Ergänzungen invariant mit beiden Kriterien fassbar sind, ein Kriterium alleine in vielen Fällen aber auch nicht zu einer sicheren Kategorisierung führt, stellt die Prototypik einmal mehr einen gangbaren Weg dar. Welke (2011) geht von einer prototypischen Unterscheidung aus. Der Prototyp der Ergänzung weist beide Kriterien auf, über Familienähnlichkeiten sind weitere Ergänzungen verbunden, die

nicht beide Kriterien aufweisen (vgl. Welke 2011, 53–55), wie z. B. in *ein Buch* (19a), das nicht obligatorisch ist.

Darüber hinaus soll nicht unerwähnt bleiben, dass eine Unterscheidung von Ergänzung und Angabe sich nicht nur nach den drei genannten Kriterien prototypisch zu orientieren hat, sondern auch den situativen Kontext nicht außer Acht lassen darf: „Weggelassene obligatorische Ergänzungen führen ohne sprachlichen Kontext oder spezielle und einmalige situative Wissensbestände zum Zusammenbruch des Verstehens.“ (Schwitalla 1985, 266)

2.3. Konstruktionsgrammatik

Die Konstruktionsgrammatik ist noch eine recht junge Grammatiktheorie, die sich seit den 1980ern entwickelt hat. Fischer und Stefanowitsch (2007) unterscheiden in ihrer Einführung in die Konstruktionsgrammatik vor allem drei große Strömungen innerhalb dieses Theorienbündels (vgl. 3–4).

Die erste Strömung geht auf Charles Fillmore und Paul Kay zurück und wurde v.a. in Berkeley entwickelt. Semantisch ist dieser Ansatz in der Framesemantik von Fillmore (1982) zu verankern und stark in der aktuellen generativen Theorienbildung eingebettet. Die zweite Strömung ist geht auf George Lakoff (1987) und Adele Goldberg (1995 und 2006) zurück und ist stärker kognitiv-linguistisch orientiert. Der dritte Ansatz schließlich orientiert sich an Langackers (1987 und 1991) Kognitiver Grammatik und ist topologisch motiviert, ein Vertreter dieser „Radikalen Konstruktionsgrammatik“ Croft (2001). Fischer und Stefanowitsch (2007) weisen darauf hin, dass zum momentanen Zeitpunkt noch nicht gesagt werden kann, ob diese Strömungen, obwohl weitgehend kompatibel, konvergieren und sich annähern oder sich zu eigenen Theorien entwickeln werden.

Im folgenden Kapitel sollen in aller Kürze die Gemeinsamkeiten der konstruktionsgrammatischen Strömungen aufgezeigt und deren theoretische Gemeinsamkeiten aufgelistet werden.

2.3.1. Grundannahmen

Die Grundannahme der Konstruktionsgrammatik – und da stimmen alle großen Strömungen überein – ist auf der Einsicht gegründet, „dass die menschliche Sprache auf allen sprachlichen Ebenen aus Zeichen (also aus Form-Bedeutungspaaren) besteht. Folgerichtig gehen diese Ansätze davon aus, dass die Beschreibung der Strukturen einer Sprache ausschließlich auf der Beschreibung des Inventars solcher Zeichen – die als ‚Konstruktionen‘ bezeichnet werden – beruhen kann und sollte“ (Fischer und Stefanowitsch 2007, 3).

Entscheidend sind dabei zwei Dinge: Erstens geht die Konstruktionsgrammatik also von der Empirie aus, zweitens bezieht sie neben dem Lexikon die Syntax mit ein, sieht das Sprachsystem also als Kontinuum von Lexikon und Grammatik. Dabei stehen die Zeichen in einem systemischen, beschreibbaren Verhältnis. Sie „bilden ein strukturiertes Inventar“ (Fischer und Stefanowitsch 2007, 4). Weiters gibt es kein sprachspezifisch angeborenes Wissen, Grammatik ist nicht modular und daher auch nicht derivationell (vgl. ebd.).²²

²² Die Annahme, dass es keine (Transformations-)Regeln gibt, stellt m. E. eine Stärke der KxG dar. Alle sprachlichen Äußerungen sind in Form- und Bedeutungspaaren sozusagen schon vorhanden, brauchen also nicht transformiert und abgeleitet werden. Andererseits gibt es das Konzept der Konstruktionsvererbung (vgl. Goldberg 1995, 67ff.) und Konstruktionen dürfen miteinander kombiniert werden. Dies bedarf meiner Auffassung nach sehr wohl bestimmten Regeln, nicht jede Konstruktion kann mit einer beliebig anderen Konstruktion kombiniert werden; zumindest – sofern man sich dem Dogma der Regellosigkeit verschreibt – kommen bestimmte Konstruktionskombinationen dann nicht frequent vor.

2.3.2. Der Konstruktionsbegriff

Zentraler Begriff der Konstruktionsgrammatik ist der Begriff der Konstruktion. Lakoff (1987) definiert eine Konstruktion folgendermaßen (467):

Each construction will be a form-meaning pair (F,M) where F is a set of conditions on syntactic and phonological form and M is a set of conditions on meaning and use.

Eine Konstruktion ist also ein Form-Bedeutungspaar. Für Goldberg (1995) geht das Konzept der Konstruktionen so weit, dass sie sogar einzelne Wörter und Morpheme als Konstruktionen auffasst. Welke (2009) bezeichnet diese Auffassung als „missverständlich“ (85): Wörter selbst seien keine Konstruktionen. Nur wenn sie alleine als Äußerung vorkommen, z. B. als Ellipsen oder Satzäquivalente, lassen sie sich als Konstruktionen sehen. Diese Konstruktionen bilden die Grundeinheit der Sprache.

Fischer und Stefanowitsch (2007) weisen darauf hin, dass nicht eindeutig geklärt ist, ob die Nicht-Kompositionalität als Bedingung für Konstruktionen gesehen werden muss. Fillmore (1988) und Kay (1997) nennen das Kriterium zwar nicht, versuchen es aber in den Analysen anzuwenden. Langacker (1987) lehnt dieses Kriterium hingegen ab. Daraus folgern Fischer und Stefanowitsch (2007), dass der Begriff der Konstruktion alle „konventionalisierten linguistischen Ausdrücke ein(schließt), die die folgenden Bedeutungen erfüllen: (i) ihre Form ist direkt mit einer bestimmten Bedeutung oder Form gepaart, (ii) ihre Form lässt sich nicht (bzw. nicht völlig) aus anderen Formen der Sprache ableiten, und (iii) ihre Semantik ist nicht (bzw. nicht völlig) kompositionell“ (6). Gleichzeitig ist jedoch ein Grundprinzip, dass Konstruktionen miteinander kombinierbar sind und jede Konstruktion, die größer als ein Wort ist, eine

Manifestation mehrerer Konstruktionen darstellt (vgl. ebd., 6–7). Nehmen wir den folgenden Satz:

(22) Emil schläft.

In diesem Satz sind nun mehrere Konstruktionen zu finden: Einerseits gibt es eine sogenannte „Subjekt-Prädikat-Konstruktion“, eine „Nominalphrasenkonstruktion“ sowie die lexikalischen Konstruktionen „Emil“ und „schlafen“.²³

Einzuwenden ist hier aus meiner Sicht, dass durch die Form-Bedeutungspaarung ja genau keine strikte Trennung zwischen der syntaktischen und semantischen Struktur getroffen werden kann. Gleichzeitig ist jede (komplexere) Konstruktion eine Kombination aus einfachen Konstruktionen, die eine spezielle Bedeutung hat, die sich in ihrer Form manifestiert. Syntaktisch gleiche Konstruktionen mit unterschiedlicher Semantik müssten demnach als verschiedene Konstruktionen gesehen werden. Es erscheint also einerseits logisch, dass semantische Kompositionalität tendenziell abgelehnt wird, gleichzeitig muss damit meinem Verständnis nach auch eine strenge Form-Bedeutungspaarung aufgegeben werden.

Nachdem die Konstruktion das einzige Element des Sprachsystems und untereinander kombinierbar sind, es aber keine Transformationsregeln gibt, müssen die Konstruktionen in irgendeiner Weise miteinander verbunden sein. Die Berkeley-Schule rund um Fillmore sowie die kognitiv-linguistisch motivierte Schule rund um Lakoff und Goldberg gehen dabei von einem prototypischen Ansatz aus und sehen Konstruktionen über Verlinkungen und Vererbungen miteinander verbunden, wobei eine Konstruktion immer mehr ist als die Summe ihrer einzelnen Teile. Es gibt also neben ei-

²³ Vgl. hier den Einwand von Welke (2009): Wörter und Morpheme an sich stellen für ihn keine Konstruktionen dar.

ner lexikalischen Bedeutung auch eine Konstruktionsbedeutung, die zu berücksichtigen ist.

Der große Vorteil eines konstruktionsgrammatisch prototypischen Ansatzes ist es, dass das in vielen grammatischen Theorien, allen voran der generativen Grammatik, geltende Prinzip der Projektion der Köpfe umgekehrt wird: Konstruktionen sind nicht Projektionen von Köpfen, im Gegenteil, Köpfe sind sozusagen Projektionen von Konstruktionen (vgl. Welke 2011, 173). Gemeinsam mit der prototypischen Herangehensweise, die nicht auf invariante, allgemein gültige Merkmale abzielt, gelingt es somit, alle Konstruktionen zu erfassen, also auch jene sprachliche Äußerungen, die in einer regelbasierten Grammatik als Problem- oder Einzelfälle nicht oder nur sehr schwer erfasst werden können.

In der vorliegenden Arbeit werden Konstruktionen als prototypische Form-Bedeutungspaare aufgefasst, wobei die Konstruktion im Falle des freien Dativs mit für diese Konstruktionen nicht-lizenzierten Verben verwendet wird; dadurch entstehen neue Konstruktionen, dennoch findet eine Anpassung der (Verb-)Bedeutung an die Bedeutung der ursprünglichen Konstruktion statt (vgl. dazu Welke 2011: Konstruktionsanpassung).

3. Der Dativ

Der Dativ ist traditionell ein vieldiskutierter Kasus. Er ist gemeinhin ein morphologischer Kasus, der im Deutschen das indirekte Objekt kennzeichnet (vgl. Bußmann 2002, 145). Bei intransitiven Verben ist der Dativ das einzige Objekt, bei transitiven Verben kann er als zweites Objekt nach dem Akkusativobjekt stehen. Außerdem kommt er als Objekt noch bei Adjektiven (z. B. Das ist *ihm* genehm) und unpersönlichen Verben (z. B. Es stinkt *ihm*) vor. Davon unterscheidet Helbig (1973) den freien Dativ, der für ihn „nur scheinbar Objekt“ (Helbig 1973, 63) ist, aber ebenso wie der Objektsdativ als reiner Kasus vorliegt. Meist schließen Untersuchungen zu Kasus (und damit auch zum Dativ) präpositionale Kasusverwendung (z. B. Ich warte *vor dem Bahnhof*) aus, da dies einerseits zu Problemen führen kann, möchte man die Funktion der einzelnen Kasus bestimmen, andererseits, so Helbig, trennt man oftmals den reinen Kasus von dem präpositionalen Kasus, weil das Deutsche diese beiden Formen gegenüberstellt. So können manche Präpositionen mehrere Kasus zu sich nehmen, umgekehrt können mehrere Kasus bei ein- und derselben Präposition vorkommen (vgl. Helbig 1973, 53–54). Die Verwendung eines präpositionalen Dativs ist dennoch möglich und gehört zum Funktionsumfang des Dativs, ebenso wie der Dativ auch bei Attributen (z. B. Emil fuhr das *dem Vater* gehörende Auto zu Schrott), Appositionen (z. B. Wir helfen Emil, *dem Nachbarskind*) und als prädikatives Attribut (z. B. Wir danken Rosa als *einer guten Mutter*) Verwendung findet. Helbig (1973) weist darauf hin, dass der Dativ bei Attributen und prädikativen Attributen nicht dativspezifisch und „syntaktisch sekundär“ (Helbig 1973, 63) seien, da sie auf ein Objektsverhältnis zurückzuführen seien. Ebenso erscheint mir jedoch auch die Verwendung des Dativs bei Appositionen nicht spezifisch für den Dativ zu sein; warum Helbig, der sich noch dazu explizit auf parallele Verhältnisse beim Akkusativ be-

ruft, Appositionen als dativspezifisch ansieht (oder es zumindest verabsäumt, diese als unspezifisch für den Dativ zu bezeichnen), ist unklar, zumal er die Verwendung in Appositionen beim Akkusativ ebenso anführt (vgl. Helbig 1973, 62–64). Richtig ist hingegen, dass „die beiden wichtigsten syntaktischen Funktionen des Dativs die des Objekts und die der freien Angabe“ (Helbig 1973, 64) sind.

Betrachtet man den Dativ unter semantischen Gesichtspunkten, lässt sich feststellen, dass der Dativ ursprünglich „eine an der Handlung beteiligte Person, die nicht das eigentliche Ziel der Handlung darstellt, zu deren Nutzen, Schaden, Vorteil, Nachteil usw. die Handlung gereicht“ (Hentschel und Weydt 2003, 177) bezeichnet. Diese prototypische Funktion des Dativs führt auch dazu, dass der Dativ in der Kasusgrammatik als *Experiencer* gesehen wird, als eine Handlung erfahrende Person (vgl. Glück 2002, 135); diese ursprüngliche Funktion des Dativs ist nicht mehr in allen Fällen deutlich zu erkennen (vgl. Hentschel und Weydt 2003, 177). Die Duden-Grammatik führt in Bezug auf das Dativobjekt vier verschiedene semantische Rollen an, die der Dativ tragen kann. Diese sind (a) *Experiencer* (die wahrnehmende Person), (b) *Benefizient* (eine nutznießende oder nachteilig betroffene Person), (c) *Rezipient* (Person, die etwas erhält oder der etwas abhandenkommt) und (d) *Possessor* (Besitzer im weiteren Sinn), Zugehörigkeit (vgl. Duden 2009, 817–818).

3.1. Der freie Dativ

Bei nicht notwendigen indirekten Dativ-Objekten (vgl. Admoni 1982, 122), wenn also keine direkte Abhängigkeit des Dativobjekts von einem Satzteil – meist ist dies das Verb – besteht, kann man von einem sogenannten freien Dativ sprechen. Er gehört zu den besonders kontrovers diskutierten Dativgrößen und ist eine relativ inhomogene Gruppe. Davon zeugen einerseits die zahlreichen Untersuchungen zum Dativ im

Allgemeinen, zum freien Dativ oder Teilen davon (vgl. u. a. Matzel 1976, Krohn 1980, Helbig 1981, Wegener 1985, Zimmermann 1985, Rosengren 1986, Johansen 1988, Schmid 1988 und 2006, Schöfer 1992) andererseits zeigt sich schon an der teilweise sehr unterschiedlichen Namensgebung und Subklassifizierung der Gruppe der freien Dative ihre Inhomogenität. Im Folgenden soll eine erste Eingrenzung des freien Dativs getroffen werden

3.1.1. Versuch einer ersten Eingrenzung des freien Dativs

Als freier Dativ wird eine Gruppe von Dativgrößen angesehen, die sich nicht nur, aber v.a. dadurch von den notwendigen Dativgrößen (d. h. denjenigen Dativen, die vom Verb gefordert werden) unterscheiden, dass sie (in valenztheoretischer Hinsicht) nicht notwendig sind. Hinsichtlich des Status dieser Gruppe und der Zugehörigkeit herrscht Uneinigkeit. Rosengren (1986) beschreibt die freien Dative in ihrem Aufsatz *Gibt es den freien Dativ?* als „kontroveres Forschungsfeld“, diese ließen sich „nicht so richtig in unsere grammatischen Theorien einordnen“ (274). Der Status der freien Dative in der Valenztheorie – sollen sie den Ergänzungen oder Angaben zugeordnet werden? – ist ebenso wenig geklärt wie die Frage nach ihrem Satzgliedstatus: Sind sie als Objekte, als Attribute oder gar als Adverbiale einzuordnen? Und: Gibt es einen freien Dativ oder doch mehrere? Obwohl seit dem Erscheinen dieses Aufsatzes 1986 bereits mehr als 25 Jahre vergangen sind, ist das Urteil Rosengrens, dass es „(a)uf diese Fragen (...) noch keine endgültige Antwort“ (Rosengren 1986, 274) gibt, weiterhin gültig. Neuere Untersuchungen wie jene von Schöfer (1992) betrachten den Dativ zunehmend unter einem prototypischen Gesichtspunkt. Dadurch kann der Sonderstatus des freien Dativs ein Stück weit aufgegeben werden und dieser gemeinsam mit dem gebundenen Dativ als homogener Kasus mit den prototypischen semantisch-funktionellen Funktionen Recipient, Benefaktiv und Experiencer be-

schrieben werden (vgl. Schöfer 1992). Der Sonderstatus in syntaktischer Hinsicht bleibt jedoch in valenztheoretischer Hinsicht zumindest bei Teilen der Gruppe bestehen. Prototypisch kann eine Ähnlichkeit zu den Nom-Verb-Dat-Akk-Konstruktionen bei gebundenen dreiwertigen Verben festgestellt werden (vgl. dazu Welke 2011, 206 sowie Kapitel 4). Doch nur wenn die syntaktischen Merkmale ebenso wie die semantischen Funktionen der freien Dative prototypisch betrachtet werden und eine auf invariante Merkmale abzielende Abgrenzung aufgegeben wird, können die freien Dative in eine homogene Gruppe der Dative eingegliedert werden²⁴.

3.1.2. Probleme der klassischen Einteilung

Dass der freie Dativ in der Forschung so kontrovers diskutiert wird, lässt sich m. E. auf drei Punkte/Tendenzen zurückführen. Einerseits birgt schon die Bezeichnung *freier Dativ* Probleme, andererseits werden die einzelnen Dativgruppen unterschiedlich besprochen und teilweise identische Beispiele für unterschiedliche freie Dative verwendet und nicht zuletzt führen invariante Definitionsversuche zu einer zunehmenden Differenzierung und Zersplitterung der einzelnen Dativgruppen.

²⁴ Die semantischen Funktionen des Dativs sind somit prototypisch homogen, die syntaktische Repräsentation unterscheidet sich jedoch. Natürlich lässt sich argumentieren, dass die syntaktischen Merkmale ebenfalls prototypisch aufgefasst werden müssen und somit die unter dem Begriff „freier“ Dativ festzustellenden Fälle in der radialen prototypischen Struktur der Kategorie Dativ eben eher außen zu finden, d.h. keine prototypischen Vorkommen des Dativs sind. Um die freien Dative jedoch als Dative zu klassifizieren, benötigt es jedoch gar keine prototypische Betrachtungsweise ihrer semantischen Funktion; eine prototypische Betrachtungsweise, die die syntaktische Sonderstellung der freien Dative nicht stimmig erklären kann, bringt keinen nennenswerten Mehrwert in der Beschreibung derselben.

3.1.2.1 Der Begriff freier Dativ

Der Begriff *freier Dativ* impliziert schon, dass es sich bei der unter dieser Gruppe subsummierten Dative um eine spezielle Gruppe handelt, die in irgendeiner Weise „freier“ sind als andere Dative. Ebenso impliziert der Name eine Gegenüberstellung der „freien“ und „gebundenen“ Dative, also jenen Dativen, die typischerweise obligatorisch sind (vgl. Welke 2003, 202).

Inwiefern diese Dative jedoch freier sind, ist noch nicht hinreichend geklärt. Das Metzler Lexikon Sprache beschreibt die freien Dative als „Bezeichnung für (...) freie() Angaben im Dativ, die bei einer Reihe von Verben möglich sind. Sie sind nicht obligatorisch, jedoch Bestandteil der Valenz dieser Verben“ (Glück 2002, 218). Diese Beschreibung impliziert eine vorrangig valenztheoretische Betrachtungsweise der gemeinten Dativgrößen. Im Kontext der Valenztheorie sind Angaben in der Regel freier hinzufügbare Ergänzungen²⁵. Es verwundert daher nicht, dass die freien Dative als „freie Angabe(n)“, die „nicht obligatorisch“, aber „Bestandteil der Valenz“ sind, eingeordnet werden. Diese pauschale Beschreibung kann jedoch unter einer – implizit angenommenen – invarianten Perspektive nicht genügen. Zunächst einmal nehmen unterschiedliche Autor/innen unterschiedliche Kriterien für die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben an (vgl. Kapitel 2.2.2.: u. a. Engel vs. Helbig). Je nach herangezogenen Unterscheidungskriterien, der sich eine bestimmte Untersuchung bedient, führen dieselben untersuchten Dative zu unterschiedlichen Ergebnissen. Doch selbst unabhängig von gewählten Unterscheidungskriterien sind nicht alle Dative, die in der Forschung als freie Dative beschrieben werden, in der Valenztheorie als freie Angaben einzuordnen, zudem können Angaben auch obligatorisch sein (vgl.

²⁵ Syntaktisch sind Angaben in einem Satz einfacher hinzuzufügen oder zu eliminieren als Ergänzungen. Dass auch Angaben semantischen Selektionsregeln unterliegen, ist für die Argumentation zunächst nicht relevant.

u. a. Helbig 1965, Welke 1988, Kapitel 2.2.2.) und die Frage nach den Bestandteilen der Valenz eines Verbes ist eine mindestens genauso kontrovers diskutierte Frage wie jene der freien Dative selbst.

Dass die Sonderstellung dieser als freie Dative bezeichneten Dative jedoch schon vor Etablierung der Valenztheorie von Grammatikern festgestellt wurde, lässt sich nicht bestreiten. Stellvertretend sei hier Hermann Paul erwähnt, der in seiner *Deutschen Grammatik* von 1916 bei der Beschreibung des Gebrauchs der Kasus obliqui eigens auf verschiedene Typen des freien Dativs eingeht und bereits den Begriff des „freien Dativs“ verwendet (vgl. 412–419). Dies zeigt die Intuition der Grammatiker/innen, dass es innerhalb der Dative eine Sondergruppe gibt, die nicht notwendigerweise nur durch und mit der Valenztheorie erklärt werden kann.

3.1.2.2. Invariante Definitionsversuche und zunehmende Differenzierung

Der bereits angesprochene Versuch, bestimmte Beschreibungskriterien und Definitionen zu entwickeln, die alle freien Dative berücksichtigen, lässt sich auf eine invariante Perspektive zurückführen. Zunächst einmal erscheint dies naheliegend: Was zu einer Gruppe gehört, sollte bestimmte, übereinstimmende Kriterien haben. Und eine Gruppe sollte sich durch bestimmte Kriterien scharf von einer anderen Gruppe unterscheiden. Erklären lässt sich diese Sichtweise durch die *folk theory* (vgl. Lakoff 1987, 121). Wie jedoch schon in Kapitel 2.1. erläutert, entspricht diese Sichtweise nicht immer unserer mentalen Repräsentation.

Zwar gibt es einige Untersuchungen zum (freien) Dativ, die explizit einen prototypischen Standpunkt einnehmen (vgl. als prominenteste Untersuchungen Wegener 1985, Schöfer 1992), den meisten Untersuchungen zu diesem Thema liegt jedoch ein invariantes Beschreibungsziel zugrunde. Dieses oftmals nur implizit stillschwei-

gend angenommene invariante Beschreibungsziel birgt jedoch das Problem in sich, dass es niemals alle möglichen Fälle adäquat und vollständig fassen kann. In letzter Konsequenz ist einer invarianten Beschreibung des freien Dativs inhärent, dass ein einziges Beispiel, sei es noch so unwahrscheinlich und konstruiert, einmal geäußert, die Beschreibung unzureichend und unvollständig werden lassen kann. Ich möchte dies an einem simplen Beispiel demonstrieren:

- (23) Ich rauchte und pöbelte Leute an [...] und zu Hause legte ich *meiner Mutter* die Beine auf den Tisch (Christa Wolf, Der geteilte Himmel)

Schmid (2006) führt diesen Satz als Beispiel für einen Incommodi an – der Satzinhalt ist für die Dativreferentin, die Mutter des Protagonisten, zunächst einmal nicht wünschenswert. Stellt man sich jedoch eine Situation vor, in der die Mutter von der Hüfte abwärts gelähmt ist und die Füße auf den Tisch gelegt haben möchte, tut ihr der sonst nicht sehr charmante Sohn einen Gefallen, weil er seine Mutter über alles liebt. Unter dieser zugegebenermaßen sehr konstruierten Perspektive könnte man den Dativ inhaltlich als Comodi oder gar als Pertinenzdativ auffassen.

Dies führt zu einem immer umfangreicheren und differenzierteren Regelwerk. Jede Ausnahme muss durch Regelerweiterungen erfasst werden, möchte man sie durch die Theorie erklären können. In unserem Fall könnte so eine Regelerweiterung sein, dass der Kontext eines Satzes spezifiziert und berücksichtigt werden muss, um eine endgültige Einordnung des Dativs als Comodi/Incomodi oder Pertinenzdativ treffen zu können.

Diese Tendenz, Differenzierungen zu treffen, Theorien zu adaptieren und zu vertiefen, lässt sich auch beim freien Dativ feststellen. Behagel (1886 und 1923) und Paul (1920) führen noch recht undifferenziert einige Beispiele freier Dative unter Hinweis

auf die Sonderstellung derselben an. Regula (1968) unterscheidet bereits sechs unterschiedliche Gruppen des freien Dativs, Engelen (1975) immerhin vier. Helbig (1973) führt ebenso vier freie Dative unter den Kasusfunktionen der traditionellen Grammatik vier Untergruppen des freien Dativs an, Helbig (1981) bespricht schließlich sieben Kategorien des freien Dativs. Weitere Untersuchungen, die sich auf einzelne Aspekte des freien Dativs fokussieren (u. a. Rosengren 1975, Krohn 1980, Zimmermann 1986) führen schließlich dazu, dass Johansen (1988) insgesamt zehn verschiedene Dativtypen anführt²⁶, die in der Literatur besprochen werden (vgl. 78), unberücksichtigt bleiben jedoch Regulas (1968) „Dativus auctoris beim Stativum“ und der „persönliche Dativ der Hinsicht“. Ebenso unberücksichtigt, weil später publiziert, bleibt der „adnominale possessive Dativ“, den Schmid (1988) einführt, sodass je nach Zählweise und Interpretation der jeweilig angeführten Beispiele bis zu 13 unterschiedliche freie Dative anzuführen sind (vgl. dazu auch Tabelle 1).

Die zunehmende Differenzierung und detailliertere Beschreibung eines Phänomens ist nicht per se eine schlechtere oder weniger wahre Beschreibung der Wirklichkeit; man kann wohl nur schwerlich argumentieren, dass die durchaus einfach gehaltene Weltsicht früherer Jahrhunderte unserer gegenwärtig sehr komplexen und differenzierten naturwissenschaftlich belegten Sicht der Dinge überlegen ist, noch eine richtigere Beschreibung der Wirklichkeit darstellt. Jedoch sollte durch eine differenzierte Beschreibung auch ein gewisser Mehrwert entstehen. Nicht umsonst gilt in der Wissenschaftstheorie noch heute Ockhams Rasiermesser: Das Sparsamkeitsprinzip besagt, dass bei mehreren möglichen Erklärungen die einfachste vorzuziehen ist.

²⁶ Johansen (1988) führt neun verschiedene Dativtypen bei drei- oder höherwertigen Verben an, erwähnt zusätzlich jedoch noch den „Dativ des Gelingens/Mißlingens“ von Rosengren (1975), den sie jedoch nicht bespricht, da er „nur bei zweiwertigen Verben auftritt“ (78).

Gerade unter dem Gesichtspunkt einer prototypischen Betrachtung der freien Dative ist es daher konsequent, binnendifferenzierte Dative (u.a. Dativ des Zustandsträgers und Dativus commodi sowie Pertinenzdativ und Trägerdativ) als prototypische Kategorie mit typischeren und weniger typischen Vertretern zu begreifen und bereits in der Forschungsliteratur wenig berücksichtigte Dative in andere Dativ-Kategorien zu subsummieren, sofern ihre Merkmale dies zulassen (z.B. kann der *Finale Dativ* als Dativus commodi mit einer abstrakten Nutznießer-Größe gesehen werden; für eine genaue Auflistung siehe Kapitel 4.1. The big four).

3.1.2.3. Unterschiedliche Terminologie, unterschiedliche Klassifikation, gleiche Beispiele

Die problematische Bezeichnung des freien Dativs wurde ebenso schon angesprochen wie die invarianten Beschreibungsversuche, die daraus resultierenden Probleme und die damit in Zusammenhang stehende Differenzierung und Vervielfältigung der freien Dativtypen. All diese Punkte tragen m. E. dazu bei, dass der freie Dativ weitgehend inhomogen beschrieben wird. Ein weiterer Aspekt ist die unterschiedliche Einordnung und Interpretation gleicher Beispielsätze sowie die unterschiedliche verwendete Terminologie. Dass Beispielsätze je nach Autor/in mitunter unterschiedlichen Dativen zugeordnet werden, ist unterschiedlichen Interpretationen geschuldet. So wird z. B. der Pertinenzdativ unterschiedlich weit gefasst. Krohn (1980) und Helbig (1981) unterscheiden zwischen einem possessiven Dativ (Körperteile von Lebewesen) und einem Trägerdativ (Kleiderstücke von Personen), bei Wegener (1985) umfasst die Pertinenzrelation jeden „physische(n) Kontakt zwischen Possessor und Possessum“ (89), was Johansen schlussfolgern lässt, dass die Pertinenzrelation bei Wegener „neben biologischen Körperteilen, getragenen Kleiderstücken und Prothesen auch abstrakte Körperteile, Eigenschaften und Gewohnheiten, (...) ebenso so-

ziale Relationen, (...) gefahrene Fahrzeuge, (...) bewohnte Behausungen (...) und sogar Wege, sofern sie begangen werden“, gehören (Johansen 1988, 78; vgl. auch Wegener 1985, 88–90). Somit wäre (24), (25) und (26) bei Wegener Pertinenzdative, bei Krohn und Helbig wären (24) und (26) wohl Incommodi, (25) ein Comodi (Bspe. nach Johansen 1988, 78):

- (24) Er verdirbt mir die Laune.
- (25) Die Großmutter verwöhnt ihr das Kind.
- (26) Man hat uns ins Haus eingebrochen.

Verwirrender als die unterschiedliche Definition und Einteilung der einzelnen Dativtypen ist jedoch, dass dieselben Dative unter verschiedenen Namen besprochen werden oder sogar bei denselben Autor/innen je nach Publikation unterschiedliche Dative angenommen werden. So nennt Helbig (1973) vier verschiedene Subkategorien des freien Dativs, namentlich den *dativus commodi* und *incommodi* (auch als *Dativ des Interesses, der Beteiligung, des Nutzens oder Schadens* bezeichnet), den *dativus possessivus* (oder: *dativus sympatheticus, des Zubehörs*), der sich je nach Bezugssubstantiv wiederum in 3 Gruppen unterteilen lässt, den *dativus ethicus* (*Dativ der gefühlsmäßigen Anteilnahme*) sowie den *dativus iudicantis* (*Dativ des Wertenden, des Beurteilers, des Standpunktes*) (vgl. Helbig 1973, 63), 1981 unterscheidet er dann jedoch schon zwischen 7 verschiedenen freien Dativen: *Possessiver Dativ*, *Trägerdativ*, *Dativus commodi*, *Dativus incommodi*, *Dativ des Zustandsträgers*, *Dativ des Maßstabs* und *Ethischer Dativ*.²⁷ Schmid (1988) behandelt als freie Dative den *ethischen Dativ*, den *Dativ des personalen Urteilsträgers*, den *Pertinenzdativ*, den – im

²⁷ Helbig (1981) behandelt den *dativus commodi* und den *dativus incommodi* nun getrennt voneinander, 1973 hat er sie jedoch noch gemeinsam aufgeführt.

Gegensatz zur Einteilung von Helbig (1981) zusätzlich eingeführten – *adnominalen possessiven Dativ*, den *dativus commodi* und den *dativus incommodi*, die er wie Helbig (1981) jeweils isoliert betrachtet. 2006 behandelt er in seinem Artikel *Die „freien“ Dative* den *Dativus ethicus*, den *Dativ des personalen Urteilsträgers*, den *Pertinenzdativ* sowie den *Dativus commodi/incommodi*; weiters geht er auf das Rezipientenpassiv (Dativpassiv) und die für-Phrase als konkurrierende Konstruktion näher ein, diese Konstruktionen sind jedoch nicht als freie Dative zu klassifizieren, sondern interessieren nur als Paraphrasierungs- bzw. Testmöglichkeit in Zusammenhang mit der Klassifizierung der einzelnen freien Dative. Die Duden-Grammatik (2009) erwähnt explizit den *Dativus Judicantis*²⁸ sowie den *Pertinenzdativ*, der auch als *possessiver Dativ* bezeichnet wird.²⁹ Mit der Bemerkung, dass „(m)anche Dativphrasen (...) ein sehr lockeres Verhältnis zum jeweiligen Verb“ (Duden 2009, 819) haben, wird der Begriff *freier Dativ* eingeführt und anschließend einige Sätze genannt, die man dem *Dativus commodi/incommodi* zurechnen kann; diese werden ebenso wie der *Judicantis* und der *Pertinenzdativ* als Dativobjekt erkannt, es bleibt jedoch unklar, ob es sich bei den beiden genannten Dativgrößen ebenfalls um *freie Dative* handelt oder ob nur der *Dativus commodi/incommodi* (der nicht als solcher bezeichnet wird) den freien Dativen zugerechnet wird, d. h. ob nur bei diesem ein „lockeres Verhältnis zum jeweiligen Verb“ vorliegt oder ob sich auch *Dativus Judicantis* und der *Pertinenzdativ* dadurch auszeichnen. Eine Sonderstellung für den Duden (2009) nimmt jedenfalls der *Dativus ethicus* ein, der kein Dativobjekt ist.

²⁸ Im Gegensatz zu den anderen Bezeichnungen wird der *Judicantis* hier mit *j* geschrieben.

²⁹ *Pertinenzdativ* und *possessiver Dativ* werden teilweise synonym verwendet, teilweise bezeichnen sie aber auch unterschiedliche Dative; bei z. B. Helbig (1981) können diese Bezeichnungen, wie zuvor erwähnt, nicht synonym verwendet werden.

Andere verwendete Bezeichnungen sind *Interesse- oder Finalobjekt*, *dativus sympatheticus*, *Dativ des Zuhörs*, *dativus possessivus* u. a. (vgl. Helbig 1981, 321).

Eine Übersicht über die unterschiedliche Verwendung in der Terminologie in der Forschungsliteratur bietet Tabelle 1.

	Possessiver Dativ	Trägerdativ	Dativus commodi	Dativus incommodi	Dativ des Zustands-trägers ³⁰	Dativ des Maßstabes	Ethischer Dativ
Heyse 1849 ³¹	z.T. enthalten in „Dativ (...) statt eines zu einem Substantiv zu fügenden Possessiv-Pronomens oder possessiven Genitivs“ (98)		Dativus commodi			für den wesentlichen Inhalt des Satzes überflüssig und dienen nur zur Erhöhung des subjektiven Gefühlsausdrucks ³² (98)	
Paul 1920 ³³	ein Teil oder ein Zubehör zu der im Dativ stehenden Person (412)		Ausdruck des Interesses, Beteiligtsein irgend welcher Art, wo vielfach auch die Präposition <i>für</i> angewendet werden kann (Band 3, 411)			mit Anknüpfung mit <i>für</i> neben jedem	ethicus ³⁴ (417)

³⁰ Helbig 1981 führt an, dass der Dativ des Zustands mit Commodi/Incommodi „oft gleichgesetzt wird“ (329).

³¹ „Häufig wird ferner der Dativ in Verbindung mit Verben, die ihn an und für sich nicht regieren, statt eines zu einem Substantiv zu fügenden Possessiv-Pronomens oder possessiven Genitivs gesetzt. Z. B. Soll der Freund mir, der liebende, sterben (Schiller; d.i. soll mein Freund sterben). Mir tötete ein Schuß das Pferd (Ders.; d. i. ein Schuß tötete mein Pferd). Ihr habt das Herz mir bezwungen (Ders.). Dem Könige wurde der linke Arm zerschmettert (Ders.). – Der Begriff der Betheiligung geht hier in den engeren des Besitzes über, der auch in Verbindung mit dem Verbum sein bisweilen durch den bloßen Dativ, gewöhnlicher freilich durch den Genitiv, ausgedrückt wird; z. B. dies Buch ist (gehört) meinem Bruder (od. ist meines Bruders)“ (98-99)

³² „Es wird aber der Dativ sowohl in der Volkssprache, als in der Sprache der Poesie noch in mannigfaltigen, viel zarteren Bedeutungen gebraucht, um eine innigere Theilnahme oder Empfindung einer Person bei dem Besagten auszudrücken oder anzuregen und dadurch der Rede eine subjectivere, lebendigere Färbung zu geben. Z. B. Thue mir das ja nicht wieder! (Ethicus, SH) Ich lobe mir das Landleben! Das waren mir selige Tage! (iudicantis? SH) Das war mir eine Luft! Ich habe mir die Sache angesehen. „Nur trinkt mir alle Reigen aus!“ (Göthe). „Es sind euch gar trotzige Gesellen“ (Schiller)“ (98)

³³ Zusätzlich noch poetischer Dativ, wie z. B. in: dir beten unsterbliche Menschen Von der heiligen Erde. Dir beten sterbliche Menschen, Die du tödest im Staube gebückt. Der weisere Seraph Betet dir Gott Kl. M. 5, 274

³⁴ „beschränkt (...) auf solche Fälle, in denen der Dat. fortbleiben könnte, ohne daß der Mitteilung etwas Wesentliches fehlt“ (417)

						beliebigen Adj. oder Adv. mit <i>zu</i> , im nhd. auch nach einem Adj. mit <i>genug</i> (411-412)		
Isačenko 1965	Pertinenzrelation: X ist Körperteil von Y							
Regula 1968 ³⁵	Dativ bei Körperteilen		Interesse- bzw. Finalobjekt				Dativ des Standpunktes	Objekt der Gemütsbeteiligung
Engelen 1975 ³⁶	Pertinenzdativ: Körperteile, Kleidungsstücke, Dingbezeichnungen		Dativus commodi	Dativus incommodi			Dativus ethicus	
Rosengren 1975			Dativus commodi	Dativus incommodi				
			Dativ des Gelingens/Mißlingens ³⁷					
Krohn 1980	Possessiver Dativ nur bei Körperteilen	reflexiver Trägerdativ bei Kleidungsstücken	Gefälligkeitsdativ (= dativus commodi bei transitiven Verben)	Dativus incommodi,				
		nicht-reflexiver Trä-	Dativ des Gelingens/Mißlingens (von Rosengren					

³⁵ zusätzlich noch: Dativus auctoris beim Stativum (Sei *mir* begrüßt), persönlicher Dativ der Hinsicht (= dativus limitationis oder respectus: Das ist *ihm* zu hoch)

³⁶ strikte Operationalisierung durch operationelle Tests und Oberflächenproben. Dativobjekt wird als konstitutiver Dativ bezeichnet

³⁷ tritt nur bei zweiwertigen Verben auf (z. B. *Dem Gärtner* verwelkten die Blumen) (vgl. Johansen 1988, 78)

		gerdativ bei Klei- dungsstücken	1975 übernommen)					
Helbig 1981	Possessiver Dativ	Trägerdativ	Dativus commodi		Dativus incommodi	Dativ des Zustands- trägers ³⁸	Dativ des Maßstabes	Ethischer Dativ
Wegener 1985	Pertinenzdativ; einheitliche Dativfunktion BETR mit Unterfunktionen (REC, BEN, EXP), schließt auch Dativobjekte mit ein					Dativfunktion: EXP		Ethicus
Zimmermann 1985 ³⁹			Dativus Benefaktivus	Dativus disposi- tivus				
Johansen 1988	Pertinenzdativ		Commodi		Incommodi	in Pertinenzdativ, Commodi, Incommodi oder Ethicus enthalten		Ethicus
			Commodi/Incommodi					
Schmid 1988 ⁴⁰	Pertinenzdativ		Dativus commodi		Dativus incommodi		Dativ des personalen Urteilträgers	Ethischer Dativ
Schöfer 1992 ⁴¹	prototypische Funktion REC und/oder BEN					prototypische Funktion EXP		

³⁸ Z. B. „Das Wiedersehen war *mir* ein Vergnügen“ (Helbig 1981, 329)

³⁹ Unterscheidung beim commodi nur auf transitive Verben zutreffend

⁴⁰ zusätzlich noch: adnominaler possessiver Dativ

⁴¹ Gebundener Dativ besitzt die prototypischen Funktionen REC, BEN und EXP (in dieser Reihenfolge von typischer bis untypischer)

Helbig und Buscha 1996	Possessiver Dativ (Pertinenzdativ)	Träger-Dativ	Dativus commodi (Dativ des Interesses, der Gefälligkeit)	Dativus incommodi (Dativ des Gelingens/Mißlingens, der Verantwortlichkeit)	Dativ des Zustands- trägers	Dativ des Maßstabs (des Standpunkts)	Ethischer Dativ (der emotionalen Anteil- nahme)
Engel 1996	Pertinenzdativ (auch possessiver Dativ)		Dativus sympathicus oder commodi	Dativus incommodi			Dativus ethicus
Ogawa 2003 ⁴²	Teil der V-Projektion				Teil der A-Projektion		Teil der I-Projektion
Hentschel und Weydt 2003 ⁴³	Dativus possessivus oder Pertinenzdativ		Dativus commodi/incommodi			Dativus iudicantis	Dativus ethicus
Schmid 2006	Pertinenzdativ		Dativus commodi/incommodi			Dativ des personalen Urteilsträgers	Dativus ethicus
Duden 2009	Pertinenzdativ		Freier Dativ, hat meist die Rolle des Benefizienten			Dativus Judicantis	Dativus ethicus

⁴² Ogawa verwendet in seinem Text die typischen Bezeichnungen des freien Dativs, durch den von ihm verwendeten generativen Ansatz sind die freien Dative jedoch als Teil der angeführten Projektionen zu sehen, weshalb diese in der Tabelle als Projektionen verzeichnet sind.

⁴³ zusätzlich führen Hentschel und Weydt (2003) noch den finalen Dativ an, der „ohne Weiteres als Funktion des commodi interpretiert“ (183) werden kann, der Nutznießer der Handlung ist jedoch eine abstrakte Größe

3.1.2.4. Zusammenfassung

Es bleibt festzuhalten: Der Begriff *freier Dativ* rekuriert auf die Sonderstellung dieser Dative, ist jedoch problematisch, da er einerseits einen Gegensatz zu den gebundenen Dativgrößen etabliert und die Beschreibung dieser Gruppe primär unter Zuhilfenahme der Valenztheorie nahelegt, diese jedoch kein hinreichend adäquates Instrumentarium zur vollständigen invarianten Beschreibung bietet. Zudem werden von unterschiedlichen Linguist/innen unterschiedliche Termini für teilweise dieselben, teilweise unterschiedlich definierte Dativgrößen verwendet. Einen Ausweg stellt auch hier wieder die Prototypik zur Verfügung, wie ich in Kapitel 4 zeigen möchte.

3.1.3. Kurzer Forschungsüberblick

Bevor ich auf die einzelnen freien Dative eingehe, möchte ich einen kurzen historischen Abriss über ausgewählte Beiträge zum (freien) Dativ geben, um die historische Dimension der bisher stattgefundenen Forschung zu verdeutlichen.

Bereits im 18. und 19. Jahrhundert war die Sonderstellung der freien Dative bekannt. Schmid (2006, vgl. 951) führt hier exemplarisch Aichinger (1972, 405; erstmals erschienen 1753), Bödiker (1746, 397) und Heyse (1849) an, der schreibt: „Außerdem aber kann der Dativ (...) in freierer Stellung und ohne von einem einzelnen Worte des Satzes gefordert zu werden, überall stehen, wo eine Beziehung des Ausgesagten auf eine dabei betheiligte oder als theilnehmend gedachte Person oder persönlich vorgestellte Sache ausgesprochen werden soll“⁴⁴ (98). Heyse führt im Wesentlichen

⁴⁴ Heyse führt als Beispiel drei Sätze von Schiller an (Hervorhebung durch mich): (1) Sie hören nicht, sie wollen *mir* nicht stehen. (2) Schweigt *dir* die Stimme des Prophetengeistes? (3) Du lügst *dem ew'gen Licht*.

Heyse kategorisiert diese Beispiele nicht, man kann jedoch (1) als Incommodi, (2) als Pertinenzdativ und (3) als Iudicantis lesen.

Beispiele für Teile des Pertinenzdativs, des Iudicantis, des Ethicus und des Commodi/Incommodi an, namentlich erwähnt wird jedoch nur der Commodi, der bei ihm jedoch – den Beispielen nach zu schließen – auch den Incommodi umfasst⁴⁵ (vgl. 98).

Schöfer (1992) führt an, dass die Beschreibung des Dativs als polyfunktionaler Kasus im Prinzip auf Paul und Behaghel zurückgeht, während im 19. Jahrhundert die Beschreibung als Einheitskasus vorherrschend war (vgl. 11). Sowohl Paul (1920) als auch Behaghel (1923a) unterscheiden zwischen einem verbspezifischen Dativ und einem Dativ in freier Verwendung. In freierer Verwendung erscheint der Dativ nach Paul (1920) „in verschiedenartigen Sätzen zum Ausdruck eines Interesses, eines Beteiligtseins irgend welcher Art, wo vielfach auch die Präp. *für* angewendet werden kann“ (411). Ebenso führt er eine „besondere Art des freien Dativs“ an, bei dem ein „in dem Satze enthaltenes Wort einen Teil oder ein Zubehör zu der im Dat. stehenden Person bezeichnet“ (412). Diese Dative entsprechen im Groben dem Commodi/Incommodi sowie dem Pertinenzdativ. Explizit erwähnt wird der Ethicus (vgl. 417), sowie der nicht näher beschriebene poetische Dativ (vgl. 414). Behaghel (1923a) beschreibt den freien Dativ als „nicht gefordert durch die relative Bedeutung des Verbs“ (624), unterteilt ihn in drei Gruppen, die erwarteten, nicht unerwarteten und nicht erwarteten freien Dative. Innerhalb der Gruppen klassifiziert er nicht weiter, eine ausführliche Aufschlüsselung der freien Dative bei Behaghel (1923a) findet sich bei Schöfer (1992, vgl. 12). In dem 1886 erstmals erschienenen Werk *Die deutsche Sprache* schreibt Behaghel (1923b) über den Dativ im Neuhochdeutschen, dass „der Dativ (nach dem Verschwinden anderer Fälle wie Instrumentalis, Ablativ und Lokativ,

⁴⁵ „Namentlich vertritt er in diesen Anwendungen häufig als sogenannter Dativus commodi den Begriff der Präposition *für* mit dem Accusativ. Z. B. Die Sonne leuchtet mir (= für mich). Mir blühet kein Frühling; mir lacht keine Sonne.“ (Heyse 1849, 98)

Anm. SH) das große Sammelbecken, in dem Verwendungen der verschiedensten Art zusammengefloßen sind“ (312), ist. Ein echter, alter Dativ liege hingegen in „einem etwas geben“ vor (vgl. 312)⁴⁶. Paul (1920) hingegen meint, dass sich „für den Dativ (...) kaum eine Grundbedeutung aufstellen“ (216) lässt. Obwohl Paul (1920) und Behaghel (1923a) weitgehend auf die Terminologie der freien Dative verzichten, wird mit ihnen die Unterscheidung zwischen dem gebundenen und freien Dativ etabliert, die in Kapitel 3.1.2.1. problematisiert wurde.

Helbig (1981, vgl. 322-323) führt u. a. vier für seine Untersuchung wichtige Forschungsergebnisse an. Isačenko (1965) beschränkt die Pertinenzrelation auf „X ist Körperteil von Y“, damit einher geht die Unterscheidung von Pertinenz- und Possessivrelation. Der Pertinenzdativ bei Isačenko (1965) bleibt dabei Teil der Nominalphrase, charakteristisch für ihn ist die ohne Bedeutungsveränderung mögliche Umformung in ein Possessivpronomen oder einen attributiven Genetiv.

Regula (1968) schlägt eine genauere semantische Differenzierung der einzelnen Dative vor, verwendet dazu aber keine operationellen Kriterien, was Helbig (1981) kritisiert. Auffallend bei Regula (1968) ist die eigene Terminologie und die Tatsache, dass er die freien Dative nicht von den Dativobjekten abtrennt. So ist der Comodi/Incomodi bei ihm das „Interesse- und Finalobjekt“, den ethischen Dativ bezeichnet er als „Objekt der Gemütsbeteiligung“. Zusätzlich zum possessiven Dativ und des Iudicantis führt er zwei weitere Dative an: Dativus auctoris beim Stativum sowie den persönlichen Dativ der Hinsicht (dativus limitationis oder respectus).

⁴⁶ „(...) nach den Präpositionen *aus*, *von* vertritt der Dativ den alten Ablativ; *auf*, *bei*, *in* hatte vor alters den Lokativ nach sich; *mit* forderte den Instrumentalis“ (Behaghel 1923b, 312)

Engelen (1975) fasst den Pertinenzdativ wieder breiter, neben Körperteilen beinhaltet dieser auch Kleidungsstücke und Dingbezeichnungen, *Commodi* und *Incommodi* werden als zwei unterschiedliche Dative behandelt.

Rosengren (1975) scheidet einen speziellen Dativtypen aus der Gruppe des *Commodi/Incommodi* aus, den sie als „Dativ des Gelingens/Mißlingens“ bezeichnet, der allerdings auf intransitive, grenzbezogene Verben beschränkt ist; zusätzlich darf der Dativreferent kein Agens sein, er muss die Merkmale +Hum aufweisen, ihm ist etwas anvertraut und die Folge des Geschehens ist vom Dativreferenten nicht gewollt. Damit einher geht die Präsupposition *-wollen* bei Dativen des Gelingens bzw. Mißlingens.

Krohn (1980) versucht einerseits über Oberflächentests, andererseits unter Einbezug semantischer Prädikate und Merkmale in Anlehnung an Engelen (1975) eine genauere Unterscheidung der einzelnen Dative zu treffen; obwohl er immer wieder die unterschiedlichen Ergebnisse der Tests bemängelt, unterscheidet Krohn zwischen dem Trägerdativ bei Kleidungsstücken und dem possessiven Dativ, den er nach Isačenko (1965) auf Körperteile beschränkt. Der Trägerdativ bei Krohn (1980) wird jedoch noch unterschieden in einen Trägerdativ bei reflexiven und einen bei nicht-reflexiven Verben. Rosengrens Dativ des Gelingens/Mißlingens ist für Krohn der *Incommodi*, der jedoch vom *Commodi* getrennt behandelt werden muss.

Helbig (1981) unterscheidet auf Basis dieser Forschungsergebnisse und unter Zuhilfenahme syntaktischer und semantischer Kriterien sieben verschiedene Arten des freien Dativs: Possessiver Dativ, Trägerdativ, *Dativus commodi*, *Dativus Incommodi*, Dativ des Zustandsträgers, Dativ des Maßstabs und den Ethischen Dativ.

Wegener (1985) untersucht den Dativ in Hinblick auf seine Homogenität und geht dafür von einer Dativfunktion BETR mit den Unterfunktionen REC, BEN und EXP aus. Diese prototypische Dativfunktion schließt die Dativobjekte ebenso wie Commo-di/Incommodi und den Pertinenzdativ mit ein. Bereits erwähnt wurde der Umstand, dass Wegener (1985) gerade die Pertinenzrelationen sehr breit fasst und somit eine Vielzahl an Dative als solche mit Pertinenzrelationen klassifiziert.

Arbeiten neueren Datums, die sich ausschließlich mit dem Phänomen des (freien) Dativs beschäftigen, sind die Arbeiten von Johansen (1988), Schmid (1988 und 2006) und Schöfer (1992). Während Johansen die in der Forschung etablierten Dative samt ihren oft beschriebenen Kriterien wie Erststellenfähigkeit, pronominale Verwendung, Belebtheit u. a. anhand von Beispielen aus einem Textkorpus kritisch beleuchtet und teilweise verwirft, um anschließend einerseits darauf hinzuweisen, dass Belebtheit kein definierendes Merkmal der freien Dative und der Dativ als Ganzes ein sehr heterogener Kasus ist, und andererseits zu versuchen, Pertinenzdativ, Commo-di, Incommodi und Ethicus als semantische Objekte zu definieren, unterscheidet Schmid (1988) anhand meist der von Johansen (1988) kritisierten Kriterien sechs Dative: Pertinenzdativ, Commo-di, Incommodi, Dativ des personalen Urteilsträgers, den Ethischen Dativ sowie den von ihm eingeführten adnominalen possessiven Dativ, der jedoch hauptsächlich in umgangssprachlichen Formulierungen als Konkurrenz zum possessiven Genitiv vorkommt.

Schöfer (1992) bespricht zunächst die allgemein oftmals untersuchten und hervorgebrachten semantischen wie syntaktischen Kriterien der freien Dative (u. a. menschliche Belebtheit, sinngebende und teilnehmende Person, Zuwendung, Recipient, Benefaktiv, aber auch Erststellenfähigkeit, Betonbarkeit oder pronominale und nominale Verwendung), schlägt aber dann in Anlehnung an Wegeners Rollen des Dativs

(1985) und unter Verwendung eines semantisch-funktionalen Ansatzes nach Welke und Meinhard (1974) eine neue Betrachtungsweise der freien Dative vor, die die traditionelle Einteilung aufhebt und stattdessen den Dativ mit den prototypischen Funktionen Recipient, Benefaktiv und Experiencer beschreibt. Dadurch entfällt auch die Sonderstellung der „freien“ Dative, die sich mit demselben Beschreibungsinventar fassen lassen wie die notwendigen, valenzgeforderten Dative (ähnlich wie bei Wegener 1985).

Zifonun, Hoffmann und Stecker (1997) verfolgen ebenfalls einen prototypenbasierten Ansatz. Sie werten den freien Dativ ebenso wie das klassische Dativobjekt als Ergänzung. Dabei kommt dem freien Dativ der Status einer untypischen Ergänzung zu. Ähnlich, wenngleich mit dem gegenteiligen Ergebnis, argumentiert Welke (2002) dafür, den freien Dativ unter prototypischen Gesichtspunkten zu betrachten, ordnet diesen jedoch als untypische Angabe ein. In seiner 2011 erschienenen *Valenzgrammatik des Deutschen* wird der freie Dativ wieder als Valenzerweiterung betrachtet und somit als untypische Ergänzung gewertet.

Ogawa (2003) hingegen verfolgt einen generativen Ansatz, um den Dativ im heutigen Deutsch zu beschreiben. Die aus einer Überarbeitung seiner Dissertation entstandene Monographie *Dativ und Valenzerweiterung* zieht dabei auch Vergleiche zur französischen und japanischen Sprache und berücksichtigt dabei auch Dative, die sich als freie Dative einordnen lassen. Aufgrund seines generativen Ansatzes beschreibt er diese auf syntaktischer Ebene jedoch nicht gesondert, sondern als Teil der V-Projektionen (Pertinenzdativ, Dativus commodi/incommodi), der A-Projektionen (Dativus iudicantis sowie adnominaler possessiver Dativ als A-Projektion besonderer Art) sowie I-Projektionen (Dativus ethicus). Semantisch hebt er besonders die Merkmale „Affiziertheit“ und „Relation zwischen der Subjekt-NP (...) und der durch den Dativ zu

kodierenden NP“ (Ogawa 2003, 6) hervor, die Interaktion zwischen den beiden Merkmalen beschreibt er verallgemeinert als „Involviertheit“.

Schmid (2006) gibt schließlich mit einigen Aktualisierungen in Bezug auf aktuellere Forschungen seine in Schmid (1988) formulierte Position wieder, unterscheidet also weiterhin zwischen dem Pertinenzdativ, dem Comodi/Incomodi, dem Dativ des personalen Urteilsträgers und dem Ethicus, geht jedoch nicht mehr näher auf den adnominalen possessiven Dativ ein. Gemeinsam mit Helbig (1981), der als erster einen umfangreichen syntaktischen wie semantischen Kriterienkatalog für die freien Dative formuliert hat, bildet Schmid (1988 und 2006) die Ausgangsbasis für die folgende Zusammenstellung der einzelnen Dative (Tabelle 2):

	Ethicus	Iudicantis (Dativ des personalen Urteilsträgers)	Pertinenz	Commodi/incommodi	Adnominal
valenzgefordert	Nein	in der Regel nicht valenzgebunden	teilweise obligatorisch (bei den Pertinenzverben nach Hocke 1987), bei pertinenzfähigen Verben fakultativ	Übergang zu Objektkasus, Commodi/incommodi nicht valenzgefordert, z. B. bei <i>geben</i> Objektkasus	Nein
erststellenfähig	Nein	Ja	Ja	Ja	Attributstatus, aber eher ja
weglassbar (syntaktisch eliminierbar)	Ja	Ja	Nein, nur ersetzbar	Ja	ersetzbar, tw. auch weglassbar, wenngleich semantische Unterschiede auftauchen
austauschbar mit <i>für...</i>	Nein	Ja, steht in Konkurrenz zur <i>für</i> -Phrase	Nein	Ja	Nein
Betonbar	Nein	Ja	Ja	Ja	Ja
pronominale Realisierung	ausschließlich pronominal	pronominale wie auch nominale Realisierung	pronominale wie auch nominale Realisierung	pronominale wie auch nominale Realisierung	Nein
	Kommunikativ-pragmatische Kriterien: • Sprecher nimmt emotional Stellung • Interesse an der Realisierung eines Vorhabens oder einer Anweisung zum Ausdruck • Eher umgangssprachliche Färbung			• Commodi: Satzinhalt für die Dativgröße positiv oder wünschenswert • Incommodi: Satzinhalt negativ oder unerwünscht	
Beispiele	Pfleg <i>mir</i> den Georg, bis ich wieder heimkomm! (Anna Seghers, Das siebte Kreuz) Daß du <i>mir</i> [deinem Kind] ja nix von meinem Fisch nimmst! (Grass, Die Blechtrommel)	Oskar war <i>ihm</i> wohl zu klein, nicht großäugig und bleich genug (Grass, Die Blechtrommel) <i>Mir</i> jedoch war Oskars Stimme über der Trommel ein ewig frischer Beweis meiner Existenz (Grass, Die Blechtrommel)	Als sie ankommen, bluten <i>ihnen</i> die Füße (Christa Wolf, Der geteilte Himmel) Während <i>ihm</i> der Ärmel bis zum Elbogen hinabrutschte (Siegfried Lenz, Die Deutschstunde)	Noch stand <i>ihm</i> die Wüste offen (Wolfgang Koeppen, Der Tod in Rom) Ich rauchte und pöbelte Leute an [...] und zu Hause legte ich <i>meiner Mutter</i> die Beine auf den Tisch (Christa Wolf, Der geteilte Himmel)	<i>dem Georg</i> sein Goldbrüderchen (Anna Seghers, Das siebte Kreuz)

Weitere Kriterien	• Ersetzbar • Funktion von Modalpartikeln, gemeinsam mit Modalpartikeln verstärkende Wirkung • beschränkt auf 1. Person, Aufforderungssätze sowie Fixposition direkt nach dem Verb (Schmid 1988, 50) • neben anderen Dativgrößen stehend möglich • wenn subjektive Tönung auf andere Personen übertragbar, dann Realisierung auch in 2. und 3. Person sowie nichtpronominal (Wegener 1985, 50)	• kann auch oft als <i>commodi/incommodi</i> gesehen werden⁴⁷ • bei Realisierung der Dativgröße verliert der Satz seine Allgemeingültigkeit • Doppelmarkierung möglich • Adjektive wie <i>ähnlich</i>, <i>gleich</i>, <i>nahe</i> haben einen Dativ im Stellenplan → Verhältnissträger-Relation (= Urteilsträger-Relation / Schmid 1988, 78) • <i>für</i>-Phrase wird realisiert, wenn synkategorematische Elemente fehlen • in Sätzen mit adjektivischem Prädikativum von der Valenz des Adjektivs abhängig; Größen, die nicht im Stellenplan des Adjektivs angelegt sind, gelten als syntaktisch frei hinzufügbare • vielfach archaisch anmutend • der Normwert wird von dem Dativträger gesetzt, seinem Urteil unterworfen • die Dativgröße ist Urteilsträger	• Pertinenzrelation auf ein Verhältnis in Bezug auf Körperteile von Lebewesen sowie getragene Kleidungsstücke restringiert (physischer Kontakt zwischen Possessor und Possessum führen zu Problemen in der Abgrenzung, keine eindeutige Definition mehr möglich) • Statt Pertinenzdativ manchmal Possessivpronomen oder Genetivattribut → Umschreibung ohne denotative Veränderung möglich • Gemeinhin zwei Relationen möglich: mit einem Körperteillexem und eine Besitzrelation mit einem Kleidungsstück (Trägerdativ) • Subklassenspezifisch in Bezug auf ein semantisches Kriterium innerhalb der Pertinenzrelation • Bezogen auf Subjekt, Akkusativobjekt oder Raumergänzung • In bestimmten Fällen durch den Pertinenzakkusativ ersetzbar (nicht möglich bei Kleidungsstücklexemen) • Besitzrelation auch möglich, wenn Dativgröße unbelebt ist⁴⁸	• Syntaktischer Status gleich, semantisch unterschiedlich (<i>commodi/incommodi</i>) • Wenn Subklassenspezifität angenommen wird, dann ist die Zahl der infrage kommenden Verben nicht mehr erfassbar • Valenzwörterbücher behandeln <i>Commodi/Incommodi</i> als nicht valenzgefordert • Verbspezifität wird angenommen, weil nicht zu jedem beliebigen Satz hinzufügbare • Probleme an Grenzfällen wie <i>kaufen</i> oder <i>verkaufen</i> festgemacht (z. B. Zimmermann 1985)	• umgangssprachliche Form • konkurriert mit Genetivattribut • Abgrenzungsschwierigkeiten zum Pertinenzdativ, wenn der possessive Dativ in Objektposition steht⁴⁹
-------------------	--	---	--	--	---

⁴⁷ Bei einem Satz wie *Einziger Trost in dieser umdüsterten Zeit waren ihm die Bücher der großen Hexenspürer und Hexenbrenner gewesen* (Wolfgang Lohmeyer, Das Kölner Tribunal) kann die Dativgröße als Nutznießer angesehen, dementsprechend als *Commodi* interpretiert werden. Johansen (1988, 81) argumentiert, dass dieser Satz auch als *Incommodi* interpretiert werden kann, wenn das Gleichsetzungsglied modifiziert wird: *Große Sorge in dieser umdüsterten Zeit waren ihm die Bücher der großen Hexenspürer und Hexenbrenner gewesen*.

			• Besitzrelation auch bei adnominalen possessiven Dativ		
--	--	--	---	--	--

⁴⁸ Vogel/Steinbach (1998, 71) argumentieren anhand des Satzes „wischte *dem Spiegel* ein paar getrocknete Spritzer weg“ (Siegfried Lenz, *Der Verlust*), dass die Besitzrelation auch dann gegeben sein kann, wenn die Dativgröße unbelebt ist. Schmid (2006) entgegnet, dass es sich in diesem spezifischen Fall um eine autorintendierte Personifizierung und um keinen Pertinenzdativ im Sinne einer enger gefassten Definition handelt, weil weder ein Körperteil- noch ein Kleidungsstücklexem die entsprechende Relation konstituiert (956). Dieses Argument geht m. E. jedoch ins Leere, da die Berufung auf eine willkürliche Definition (Pertinenzrelation nur bei Körperteil- oder Kleidungsstücklexemen) keine begründete Argumentation darstellt, wenn der Einwand gegen genau diese Definition hervorgebracht wird.

⁴⁹ z. B. ein so starker Wind, daß er *dem Kürdchen* sein Hütchen wegwehte (Grimms Märchen)

4. Prototypik freier Dative

Einer prototypischen Betrachtungsweise der freien Dative ist inhärent, sich nicht an einer weiteren Differenzierung der einzelnen freien Dative zu beteiligen. Gemäß der Annahme, dass prototypische Kategorien radial strukturiert sind, gibt es typischere sowie weniger typische Vertreter der freien Dative. Eine derartige prototypische Einteilung der freien Dative findet sich in Kapitel 4.3.

Dieses Kapitel beschreibt vier freie Dative prototypisch, den *Commodi* bzw. *Incommodi*, den *Pertinenzdativ*, den *Iudicantis* sowie den *Ethicus*. Besonderes Augenmerk liegt hierbei auf der Frage nach dem syntaktischen Status, da dieser meiner Einschätzung nach mit den Mitteln der Valenztheorie nicht einheitlich beschrieben werden kann. Im Gegensatz zum syntaktischen Status lässt sich der Dativ (inklusive Dativobjekt) aus semantisch-funktioneller Perspektive sehr wohl einheitlich beschreiben (siehe hierzu Wegener 1985, Schöfer 1992). Welke (2011) zeigt unter Zuhilfenahme eines konstruktionsbasierten Ansatzes, dass man freie Dative als Valenzerweiterung im Sinne von Konstruktionsanpassungen nicht-lizensierter Verben auffassen kann. Dieser Ansatz scheint mir ein guter Lösungsansatz zu sein, um die Gruppe der freien Dative trotz ihres unterschiedlichen syntaktischen Status als eine homogene Kategorie zu beschreiben, die sich ihre semantische Funktion mit dem gebundenen Dativ teilt. Dieser Ansatz wird in Kapitel 4.4 vorgestellt und anschließend exemplarisch für jene zuvor genannten freien Dative auf Plausibilität geprüft. Hier soll zunächst dargelegt werden, welche in der Forschungsliteratur genannten freien Dative als existent angenommen werden und welche unter andere Dative subsummiert werden.

4.1. The big four – Comodi/Incomodi, Pertinenzdativ, Iudicantis, Ethicus

Je nach Betrachtungsweise findet man bis zu 13 verschiedene freie Dative in der Forschungsliteratur (vgl. Kapitel 3.1.). Einige dieser 13 freien Dative, wie z. B. der finale Dativ oder der Dativus auctoris werden nur in vereinzelt Publikationen beschrieben. Untersuchungen zum freien Dativ, die nicht nur auf einen einzelnen oder wenige Dative fokussieren, sondern sich um eine überblicksartige Darstellung der Kategorie des (freien) Dativs bemühen ohne eine semantisch-funktionelle Perspektive zu etablieren (u. a. Helbig 1981, Johansen 1988, Schmid 1988, 2006 sowie Überblicksgrammatiken wie Hentschel/Weydt 2003 oder die Duden-Grammatik 2009) beschreiben dabei in der Regel zumindest vier bis fünf gemeinsame freie Dative: Comodi, Incomodi, Pertinenzdativ, Iudicantis, Ethicus.

Ich möchte diese fünf genannten freien Dative unter Berücksichtigung ihrer in der Forschungsliteratur genannten syntaktischen und semantischen Beschreibungsmerkmale prototypisch zu vier Kategorien zusammenfassen; unter diese lassen sich die anderen in Kapitel 3.1. erwähnten freien Dative ebenfalls subsummieren.

4.1.1. Dativus Comodi/Incomodi

Beinhaltet: Dativus sympathicus, Dativ des Interesses, der Gefälligkeit, Dativus Benefaktivus, Dativus dispositivus, Interesse- bzw. Finalobjekt, Gefälligkeitsdativ, Finaler Dativ

Da Comodi und Incomodi syntaktisch den gleichen Status aufweisen, semantisch jedoch unterschiedlich sind, da der Satzinhalt für die Dativgröße einmal wünschenswert und einmal negativ ist, ist es aus prototypischer Sichtweise nur bedingt sinnvoll, diese beiden Dative als zwei voneinander unabhängige Dative anzusehen, wie dies

bei u.a. bei Engelen (1975), Rosengren (1975), Krohn (1980), Helbig (1981), Schmid (1988), Helbig und Buscha (1996) oder Engel (1996) geschieht. Darüber hinaus weist auch Johansen (1988) schon darauf hin, dass die Bestimmung der Dativgrößen als Comodi oder Incomodi von jeweiligen Kontext abhängt; es stellt kein Problem dar, Beispielsätze aus der Forschung zu finden, die isoliert betrachtet, sowohl als Comodi oder Incomodi bestimmt werden können. Dies spricht für eine gemeinsame Kategorie, die je nach Kontext unterschiedliche Semantik aufweisen.

Krohns (1980) Gefälligkeitsdativ, den er nur bei transitiven Verben annimmt, lässt sich als Comodi einordnen. Die Unterscheidung der Terminologie nach Verwendung bei transitiven bzw. intransitiven Verben läuft der Grundidee einer prototypischen Betrachtungsweise zuwider und wird daher im Zuge dieser Arbeit verworfen.

Dativus Benefaktivus sowie Dativus dispositivus von Zimmermann (1985) zielen auf die Unterscheidung zwischen einer Gefälligkeit und einem zur Verfügung stellen ab und benutzen dabei das Dänische als Metasprache. Neben der aus prototypischer Sichtweise zweifelhaften Sinnhaftigkeit dieses Ansinnens, stellt Johansen (1988) zur Unterscheidung von Zimmermann lapidar fest: „Das ist nicht haltbar.“ (82) Zimmermanns Dative werden deshalb als Comodi interpretiert.

Der Dativ des Zustandsträgers nach Helbig (1981) kann ebenso als Comodi/Incomodi interpretiert werden, dies gibt Helbig sogar unumwunden zu, wenngleich er im Bereich der semantischen Rollen Unterschiede zwischen Comodi/Incomodi und Dativ des Zustandsträgers ausmacht (vgl. 329). Johansen (1988, 80) untermauert diese Sichtweise mit dem Argument, dass Helbigs Definition des Zustandsträgerdativs selbst inkonsistent sei und dieser auch als possessiver Dativ

angesehen werden könne (und somit im Rahmen der hier verwendeten vier freien Dative als Pertinenzdativ aufgefasst werden müsste, Anm. S. H.).

4.1.2. Pertinenzdativ

Beinhaltet: Dativ bei Körperteilen, Possessiver Dativ, Trägerdativ, Dativus possessivus, Pertinenzdativ

Der Pertinenzdativ weist auf eine Pertinenzrelation zwischen der Dativgröße und – in der Forschungsliteratur zumeist darauf beschränkt – einem Körperteil oder einem Kleidungsstück hin. So beschränkt Isacenko (1965) den von Helbig (1981) etablierten possessiven Dativ auf eine Körperteilrelation ebenso wie Regula (1968). Auch Krohn (1980) beschränkt den possessiven Dativ darauf, dass der Körperteil in einer Possessivrelation zur Dativgröße steht. Den sogenannten Trägerdativ, der in der Regel Kleidungsstücke der Dativgröße kodiert, unterteilt er in den reflexiven bzw. nicht-reflexiven Trägerdativ bei Kleidungsstücken, dies sei „methodologisch notwendig (...), da sie untereinander in bezug auf einen bestimmten Kriteriensatz beträchtliche Differenzen aufweisen“ (Krohn 1980, 188). Viele nachfolgende Untersuchungen (u.a. Wegener 1985, Johansen 1988, Schmid 1988, Engel 1996, Schmid 2006) fassen Trägerdativ sowie possessiven Dativ zu einer Gruppe zusammen, der eine Pertinenzrelation zugrunde liegt.

Grundsätzlich lässt sich festhalten: Mit Ausnahme von Helbig und Buscha (1996) wird spätestens seit Wegener (1985) nicht mehr zwischen possessiven Dativ und Trägerdativ unterschieden, sondern stattdessen ein Pertinenzdativ angenommen. Uneinigkeit herrscht jedoch über die Frage, wie weit diese Pertinenzrelation gefasst werden kann. Während Wegener (1985) diese als „physische(n) Kontakt zwischen Possessor und Possessum“ (89) definiert, wozu sie auch soziale Relationen oder

Gewohnheiten und Eigenschaften zählt, beschränkt Engelen (1975), die Pertinenzrelation auf Körperteile, Kleidungsstücke und Dingbezeichnungen.

In dieser Arbeit wird die Pertinenzrelation im Sinne Wegeners (1985) als physischer Kontakt aufgefasst, die prototypisch bei Körperteilen und Kleidungsstücken auftritt. Die Unterscheidung zwischen dem possessiven Dativ und dem Trägerdativ (reflexiv wie nicht-reflexiv) wird mit Verweis auf die prototypische Sichtweise aufgegeben.

4.1.3. Dativus Iudicantis

Beinhaltet: Dativ des Zustandsträgers, Dativ des Maßstabs, Dativ des Standpunkts, Dativ des personalen Zustandsträgers, Dativus Iudicantis, dativus limitationis oder respectus

Im Gegensatz zu den davor genannten freien Dativen, die je nach Forschungslage unterschiedlich stark subklassifiziert wurden, stellt der Dativus Iudicantis in der Forschungsliteratur eine relativ homogene Gruppe dar. Andere Bezeichnungen für den Iudicantis sind, u. a. Dativ des Standpunktes (Regula 1986), Dativ des Maßstabs (Helbig 1981, Helbig und Buscha 1996) oder Dativ des personalen Urteilsträgers (Schmid 1988, 2006). Abseits dieser bereits in Kapitel 3.1.2. abweichenden Terminologie wird der Iudicantis, der eine Dativgröße kodiert, die am Geschehen beteiligt ist und ein Urteil darüber trifft, immer wieder in die Nähe des Ethicus gerückt. Schon Heyse sah Iudicantis und Ethicus als „für den wesentlichen Inhalt des Satzes überflüssig“, diese „dienen nur der Erhöhung des subjektiven Gefühlsausdrucks“ (1849, 98). Johansen (1988) sieht den Iudicantis je nach vorliegendem Fall im Commodi, Incommodi, Pertinenzdativ oder Ethicus enthalten. Aus semantisch-funktioneller Sichtweise erfüllen Iudicantis und Ethicus die prototypische Funktion des Experiencers (vgl. dazu Wegener 1985, Schöfer 1992).

Da sich der syntaktische Status des Iudicantis jedoch in einigen Aspekten (Erstellenfähigkeit, Austauschbarkeit mit der für-Phrase, Betonbarkeit, nominale Realisierung) vom Ethicus unterscheidet, nehme ich eine Existenz des Iudicantis als eigenständiger freier Dativ an, der in semantisch-syntaktischer Hinsicht ein Brückenelement zwischen Comodi/Incomodi und Pertinenzdativ auf der einen Seite und Ethicus auf der anderen Seite bildet.

4.1.4. Dativus Ethicus

Beinhaltet: Ethicus, Ethischer Dativ

Weitestgehend unbestritten ist die Existenz des Ethicus in der Forschungsliteratur. Der von Regula (1968) als Objekt der Gemütsbeteiligung und von Helbig (1981, auch Helbig und Buscha 1996) als Ethischer Dativ benannte Ethicus kann semantisch-funktionell als Experienter (vgl. Schöfer 1992) aufgefasst werden, ihm wird selbst innerhalb der freien Dative ein Sonderstatus zugestanden. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass er als nicht valenzgefordert, nicht erstellenfähig, nicht betonbar, ausschließlich pronominal und nicht mit einer für-Phrase austauschbar beschrieben wird (vgl. Schmid 2006). Darüber hinaus erfüllt der Ethicus gewisse kommunikativ-pragmatische Funktionen, die „für seine Beschreibung herangezogen werden (müssen)“ (Schmid 2006, 953): So übt der Sprecher emotionale Anteilnahme an einem Vorhaben, dessen Realisierung ihm ein Anliegen ist. Wegener (1985) weist darauf hin, dass ein zentrales Kriterium des Ethicus die Nicht-Beteiligung der Dativgröße am Sachverhalt ist, gleichzeitig suspendiert sie einige prototypische Charakteristika des Ethicus, wenn sie darauf hinweist, dass die subjektive Tönung auch auf andere Personen übertragbar sei (vgl. Wegener 1985, 50). In diesem Fall würde der

Ethicus somit auf die 2. und 3. Person ausdehnbar sein und könne mitunter sogar nichtpronominal realisiert werden (vgl. Schmid 2006, 953).

Ich möchte den Ethicus als eigenständigen freien Dativ annehmen, der in syntaktischer Hinsicht weit von den anderen freien Dativen abweicht, betrachtet man den Ethicus ausschließlich semantisch, muss man zugestehen, dass sich Abgrenzungsschwierigkeiten und Überschneidungen mit dem Iudicantis ergeben⁵⁰; aus prototypischer Sichtweise sind diese (dem Prototypikkonzept inhärenten) Unschärfen jedoch als wenig problematisch einzuschätzen.

4.2. Konstruktionen und Valenzerweiterung

Wie bereits in Kapitel 3 ausführlich dargelegt, ist umstritten, ob die Gruppe der freien Dative auf der Folie der Valenztheorie als Ergänzungen oder (freie) Angaben zu werten sind. Einige der traditionell als freie Dative bezeichnete Dative sind valenzgefordert, allen voran der Pertinenzdativ bei den sogenannten Pertinenzverben⁵¹, bei pertinenzfähigen Verben ist dieser zumindest als fakultative Ergänzung zu sehen (vgl. Hocke 1987). Ebenso steht der Dativus commodi/incommodi am Übergang zum Objektsdativ, auch für diesen freien Dativ finden sich immer wieder Beispiele, die entweder als Objektsdativ gewertet werden können (so z. B. beim Verb *geben*). Andere

⁵⁰ Interessant ist, dass Johansen (1988), die bemüht ist, die freien Dative als semantische Objekte zu fassen, den Iudicantis nicht näher behandelt. Rosengrens „Dativ des Gelingens/Mißlingens“ wird immerhin mit dem Hinweis erwähnt, dieser trete nur bei zweiwertigen Verben auf. Der Iudicantis wird bei Johansen entweder gänzlich ignoriert oder stillschweigend unter dem Ethicus subsummiert.

⁵¹ Als Verben mit Pertinenzdativ werden Verben bezeichnet, die eine Pertinenzrelation zwischen der Dativgröße (meist einer Person) und einer im Satz vorkommenden Prädikativ- oder Akkusativergänzung herstellen. Beispiele für Pertinenzdative sind: (1) Das Finanzamt greift *dem Bürger* ganz schön in die Tasche. (2) Dein Gequatsche geht *mir* ziemlich auf die Nerven. (3) Sie hatte *ihm* völlig den Kopf verdreht. (zit. n. grammis, Lemma „Pertinenzdativ“)

freie Dative sind jedoch eindeutig nicht valenzgefordert, so z. B. der *Ethicus* oder *ludicantis*. Eine Subklassenspezifika kann nur bedingt angenommen werden, Verbspezifika ist jedoch bei z. B. dem *Commodi/Incommodi* gegeben, da dieser nicht beliebig zu allen Verben hinzugefügt werden kann (vgl. Kapitel 3). Möchte man die Gruppe der freien Dative jedoch weiterhin als Gruppe beschreiben, muss man sie in letzter Konsequenz entweder den Ergänzungen oder den Angaben zuordnen; diese Zuordnung wurde in der Forschungsliteratur bisher unterschiedlich gelöst, meist wurde der freie Dativ jedoch den Angaben zugerechnet. Ogawa (2003) und Welke (2011) sehen den freien Dativ als untypische Ergänzung an, die über Valenzerweiterung in den Satz gelangt.

Nach Welke (2011) sind fakultative Ergänzungen traditionell immer nur im Bereich der Valenzreduktion zu finden, nicht jedoch bei Valenzerweiterung, nicht zuletzt deshalb, weil Ergänzungen traditionell im Valenzeintrag eines Verbs festgehalten werden. Diese fakultativen Ergänzungen können dann in ihrer konkreten Realisierung weggelassen werden. Ein Verb wie *berichten* ist in der Grundvalenz dreiwertig, kann über Valenzreduktion jedoch zweiwertig werden, vgl. dazu (27) und (28):

(27) Er hat uns nichts berichtet.

(28) Er hat nichts berichtet.

Valenzerweiterung ist jedoch gewissermaßen die andere Betrachtungsweise. So ist es auch möglich, nur die Grundvalenz im Lexikoneintrag der Verben zu notieren, Erweiterungen davon jedoch nicht. (Freie) Ergänzungen, die nun über Valenzerweiterung in den Satzbauplan gelangen, sind ebenso wenig wie freie Angaben im Valenzeintrag vermerkt.

Bei der Valenzerweiterung, die nicht nur als rein quantitative Abwandlung verstanden werden kann, kommt es nun zu einer Erweiterung der Grundvalenz, im Rahmen der vorliegenden Arbeit betrifft dies das Hinzufügen des freien Dativs, die unter bestimmten Umständen auch eine semantische Anpassung des Verbs bedingt. Welke (2011) verdeutlicht diese Änderung, bedingt durch unterschiedliche kategoriale semantische Merkmale mit folgenden Beispielsätzen:

(29a) Emil rührt die Suppe cremig.

(29b) Emil rührt die Suppe.

(30a) Emil isst den Teller leer.

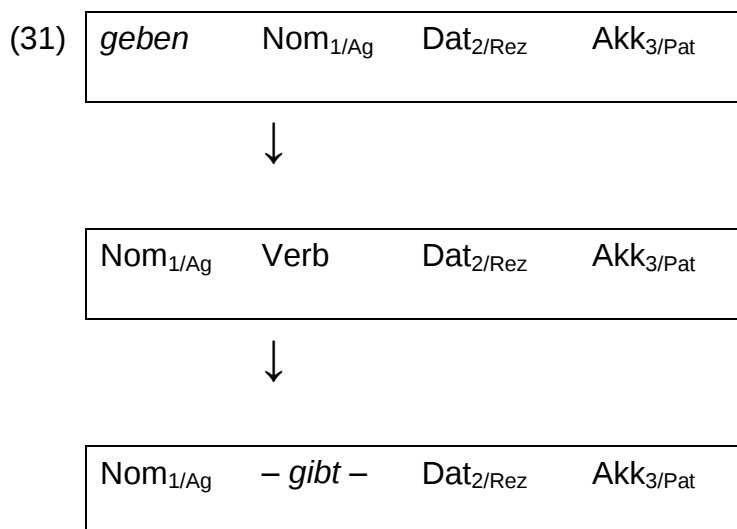
(30b) *Emil isst den Teller.

Das Verb *essen* verlangt in seiner Grundvalenz bestimmte kategoriale Merkmale des Akkusativobjekts. So ist die Erweiterung in (29b) rein quantitativer Natur, da Suppe etwas ist, das man umrühren kann. In (30b) findet jedoch eine Valenzabwandlung statt, die Grundvalenz wird erweitert, die Bedeutung des Verbs abgeändert, da der Teller nichts ist, das man essen kann.

In meinem prototypisch-konstruktionsbasierten Ansatz erklärt sich Valenzerweiterung durch die Wechselwirkung des Lexikoneintrags des Verbs und der Verwendung in einer nicht-lizenzierten Konstruktion. Ein dreiwertiges Verb wie *geben* erzeugt folgende Konstruktion:

Sem	CAUSE-RECEIVE	<	Ag	Rez	Pat	>
	I R					
R: Instanz	GEBEN	<	Geber	Empfänger	Objekt	>
	↓		↓	↓	↓	
Syn	V		Nom ₁	Dat ₂	Akk ₃	

Wir werden analog zu Rostila (2007) eine veränderte schematische Darstellung der Konstruktion wählen, die es erlaubt, die Wechselwirkung des Verbs und der Konstruktion besser darzustellen:



Emil gibt der Bibliothekarin das Buch.

Zur Erklärung: Das Verb *geben* benötigt gemäß seiner Grundvalenz eine Nominativ-Dativ-Akkusativ-Konstruktion mit den semantischen Rollen Agens, Rezipient und Patiens (Reihe 1). In die abstrakte Konstruktion (*type*-Konstruktion, Reihe 2) wird das Verb eingesetzt und entsprechend der semantischen Belegungsregeln wird diese Konstruktion aufgefüllt (*token*-Konstruktion, Reihe 3). Die dritte Person Präsens Indikativ Aktiv steht dabei prototypisch für das Verb, andere z. B. temporale Formen be-

dingen Abwandlungen der konkreten Konstruktion. Am Ende steht der vollständige Satz.

Zweiwertige Verben, die für z. B. Nominativ-Akkusativ- (33) oder Nominativ-Dativ-Konstruktionen (32) lizenziert sind, lassen sich analog dazu projizieren (verkürzte Ansicht):

(32)

<i>fehlen</i>	Nom _{1/Ag}	Dat _{2/Ben}
---------------	---------------------	----------------------



Nom _{1/Ag}	– <i>fehlt</i> –	Dat _{2/Ben}
---------------------	------------------	----------------------

Seine Katze fehlt ihm.

(33)

<i>tragen</i>	Nom _{1/Ag}	Akk _{2/Pat}
---------------	---------------------	----------------------

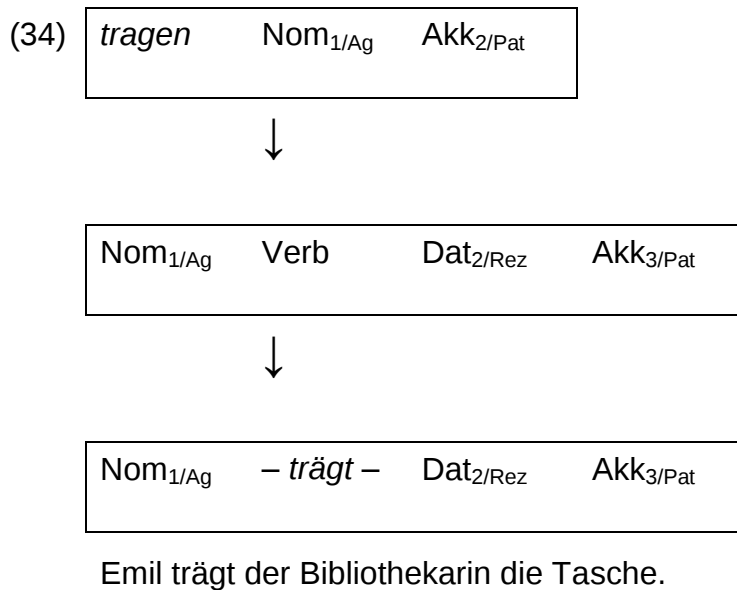


Nom _{1/Ag}	– <i>trägt</i> –	Akk _{2/Pat}
---------------------	------------------	----------------------

Emil trägt die Tasche.

Bei Valenzerweiterungen wird das Verb nun in eine dafür nicht lizenzierte Konstruktion eingefügt. Dabei wird die lexikalische Bedeutung des Verbs an das Schema der verwendeten Konstruktion angepasst, d. h. die Bedeutung wird abgeändert. Wird z. B. das Verb *tragen*, welches i. d. R. für Nominativ-Akkusativ-Konstruktionen lizenziert ist, mit einer Nominativ-Dativ-Akkusativ-Konstruktion verwendet, aktualisiert sich die lexikalische Bedeutung von *tragen*; es erhält eine Ad-hoc-Valenz und wird um die

Ad-hoc-Rolle des Rezipienten erweitert, ohne dass diese in den Lexikoneintrag Eingang finden muss (vgl. Agel 2000):



Eine detaillierte semantische Analyse sowie die nötigen Implikaturen für die Sprecherinnen und Sprecher kann u. a. bei Welke 2011 (207–213) nachgelesen werden. Wichtiger als die Frage nach dem Vorgang der Anpassung ist die Tatsache, dass eine Bedeutungsanpassung des Verbs an die prototypische Bedeutung der type-Konstruktion stattfindet, wenn eine nicht-lizenzierte Konstruktion bei der Satzgenerierung verwendet wird.

4.3. Prototypische Funktionen des freien Dativs

Folgt man der Idee von Welke (2011), kann man den freien Dativ prototypisch als untypische Ergänzung betrachten, der im Zuge einer Valenzerweiterung⁵² durch Verwendung einer für das Verb ursprünglich nicht lizenzierten *type*-Konstruktion in den Satz kommt. Diese Sichtweise bedingt es, dass Konstruktionen mit gebundenem

⁵² Die Valenzerweiterung darf nicht nur quantitativ verstanden werden, sondern bedingt auch eine Bedeutungsveränderung des Verbs.

Dativ am Anfang stehen, die über Familienähnlichkeiten und Prototypeneffekten mit weiteren Konstruktionen verbunden sind, die mit dem freien Dativ verwendet werden.

Schöfer (1992) nimmt ähnlich wie Wegener (1985) drei prototypische Funktionen des gebundenen Dativs an, aus dem sich auch die Funktionen des freien Dativs ergeben: Rezipient, Benefaktiv und Experiencer. Die Reihenfolge der semantischen Rollen ist insofern von Bedeutung, dass diese den üblichen Interpretationspfad der Hörerinnen und Hörer markiert: „Kann ein Dativ nicht als REC interpretiert werden, bleibt die Schlußfolgerung, ihn als BEN zu interpretieren.“ (Schöfer 1992, 83). Erst wenn diese beiden Funktionen nicht mehr identifizierbar sind, wird der Dativ als EXP interpretiert.

Daraus ergeben sich drei prototypische type-Konstruktionen:

- (A1)

Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Rez}	Akk _{3/Pat}
---------------------	------	----------------------	----------------------
- (A2)

Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Ben}	Akk _{3/Pat}
---------------------	------	----------------------	----------------------
- (B)

Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Exp}	Akk _{3/Pat}
---------------------	------	----------------------	----------------------

Prototypisch sind diese Konstruktionen in dem Sinne, dass sie die drei prototypischen Funktionen des Dativs beinhalten. Selbstverständlich treten freie Dative in den unterschiedlichsten Konstruktionen auf, in denen das Akkusativ-Objekt durch andere Konstruktionen wie z. B. eine Präpositionalphrase in einer Direktivkonstruktion, ein Prädikativ o.ä.⁵³ ausgetauscht ist.

⁵³ Konstruktionen sind Form-Bedeutungspaare. In der radikalsten Ausprägung bedeutet dies, dass es praktisch unendlich viele Konstruktionen gibt. Jede Perspektivierung eines Satzes, die eine Bedeutungsverschiebung aus-

Eine Konstruktion erscheint mir dennoch dabei v.a. für den Dativus ethicus sowie den Dativus iudicantis wichtig zu sein:

(C)	Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Exp}	Prädikativ ₃
-----	---------------------	------	----------------------	-------------------------

Welke (i. Dr.) geht jedoch vom gebundenen zweiwertigen Dativ aus, der in der Forschungsliteratur weniger beachtet wurde als der strukturelle, dreiwertige Dativ. Die Gesamtbedeutung des lexikalischen Kasus ist deshalb auch weniger erforscht, diachron lässt sich jedoch ein Entwicklungspfad vom zweiwertigen Dativ- sowie Präpositionalkasus hin zum dreistelligen Dativ bzw. Präpositionalkasus feststellen, dessen Ausbau auch noch heute aktiv ist: „Wir nehmen an, dass der Entwicklungspfad der Dativkonstruktionen vom zweiwertigen gebundenen Dativ zum freien Dativ und von diesem zum gebundenen Dativ bei dreiwertigen Verben verläuft.“ (Welke i. Dr., 17)

Für Welke ist die prototypische Rolle des Dativs die des *Non-Agens*. Der Dativ kodiert eine Entität, die meist menschlich ist, auf die sich ein Geschehen, ein Vorgang, eine Tätigkeit zutrifft, diesem jedoch unterworfen ist. Darüber hinaus ist der Dativ auch ein *Non-Patiens* und ein *Nicht-Vorgangsträger* (vgl. Welke i. Dr., 18).

4.3.1. Funktionen Rezipient und Benefaktiv

Sowohl für Wegener (1985) als auch Schöfer (1992) ist der *Rezipient* die wichtigste und größte Dativrolle. Die prototypische Bedeutung der Rezipienten-Funktion kann am Verb *geben* verdeutlicht werden. *Geben* bedeutet:

löst, lässt sich damit schon als eigenständige Konstruktion sehen. Goldberg (1995, 2006) vertritt jedoch ein denotatives Rollenverständnis, das diese radikale Sicht zum Teil relativiert.

- (35) Jemand X verursacht dadurch, dass er einen Gegenstand Y aus seinen Händen in die Hände einer Person Z bewegt, dass diese den Gegenstand Y hat.

Die im Dativ kodierte Größe (Person Z) ist dabei der Empfänger, der Rezipient des Gegenstands Y. Die prototypische token-Konstruktion ist (A1). Bei den meisten Vorgängen, denen eine semantische *Geben*-Struktur zugrunde liegt, ist der Empfänger eines Gegenstands meist auch der Nutznießer. Nicht zuletzt deshalb schreibt Schöfer (1992) auch, dass die Funktionen Rezipient und Benefaktiv oft gemeinsam auftreten, eine reine Interpretation als Benefaktiv eine weitere Explizierung benötigt (vgl. 82).

- (36a) Emil gibt der Mutter ein Geschenk.

- (36b) Emil gibt der Mutter ein Geschenk, damit diese es dem Vater gibt.

Im Falle des freien Dativs werden nun die prototypischen token-Konstruktionen (A1) sowie (A2) mit in ihrer Grundvalenz zweiwertigen Verben verwendet, die nicht für dreiwertige Konstruktionen lizenziert sind. Dabei kommt es zu der in Kapitel 4.1 beschriebenen Valenzerweiterung, mit der eine Bedeutungsänderung einhergeht.

Typische freie Dative, die über die Konstruktionen (A1) und (A2) gebildet werden, sind der Dativus Commodi (37), Incommodi (38) sowie der Pertinenzdativ (39).

(37)

<i>bauen</i>	Nom _{1/Ag}	Akk _{2/Pat}
--------------	---------------------	----------------------



Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Rez}	Akk _{3/Pat}
---------------------	------	----------------------	----------------------



Nom _{1/Ag}	– baut –	Dat _{2/Rez}	Akk _{3/Pat}
---------------------	----------	----------------------	----------------------

Der Bauunternehmer baut der Familie ein Haus.

(38)

<i>demolieren</i>	Nom _{1/Ag}	Akk _{2/Pat}
-------------------	---------------------	----------------------

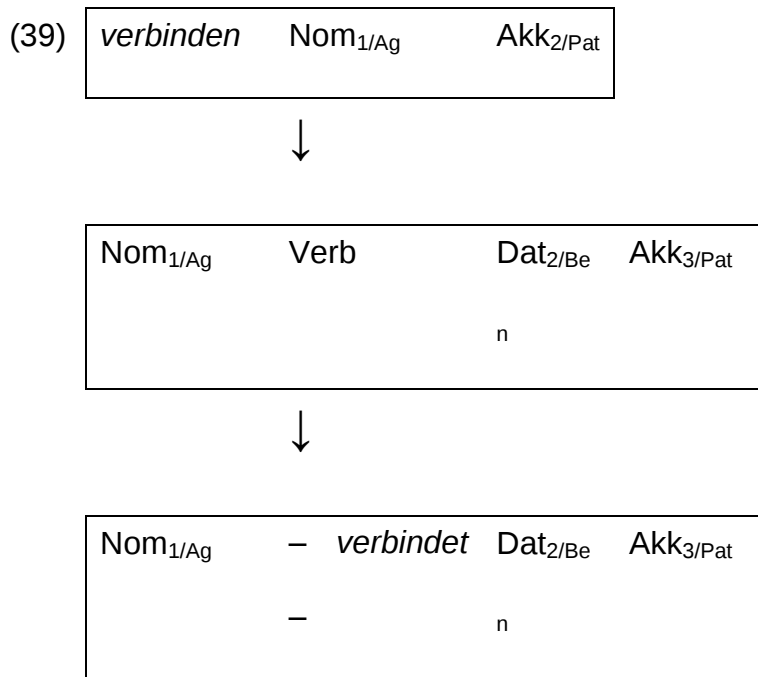


Nom _{1/Ag}	Verb	Dat _{2/Ben}	Akk _{3/Pat}
---------------------	------	----------------------	----------------------



Nom _{1/Ag}	– demoliert –	Dat _{2/Ben}	Akk _{3/Pat}
---------------------	---------------	----------------------	----------------------

Emil demoliert Anton das Fahrrad.



Der Arzt verbindet der Verletzten die Wunde.

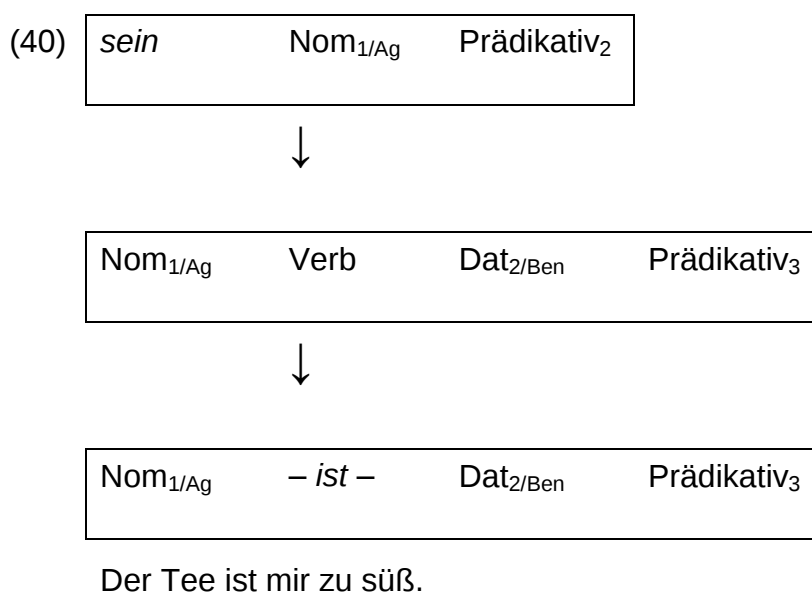
Satz (37) lässt sich hier eindeutig als *Dativus commodi* interpretieren, (38) als *Incommodi* und (39) als *Pertinenzdativ*. Ob Konstruktion (A1) oder Konstruktion (A2) gewählt wird, hängt in hohem Maße auch davon ab, ob ein Besitzerwechsel angestrebt ist oder nicht. So findet in (37) nach Fertigstellung des Hauses eine Übergabe statt, die Familie ist nicht nur *Nutznieß*, sondern anschließend auch *Besitzer* des Hauses⁵⁴, während in (38) kein Besitzerwechsel von staten geht, das nun kaputte Fahrrad gehört weiterhin Anton. Er ist in diesem Fall nur der *Leidtragende* der Handlung, die ohne sein Zutun geschieht. In (39) hingegen ist die Rolle *Benefaktiv* eindeutig; im Gegensatz zu einer Konstruktion mit *Genetivattribut* wird hier die Rolle *Benefaktiv* noch betont, in den Fokus genommen, ohne dass die *Pertinenzrelation* zwischen der Wunde und der verletzten Person vernachlässigt wird.

⁵⁴ *Besitzer* in dem Sinne, dass sie in dem Haus vermutlich wohnen werden, also darüber verfügen, unberücksichtigt der juristischen Bedeutung des Fachterminus *Besitzer*.

Rosengrens (1975) „Dativ des Mißlingens“, der nur bei intransitiven Verben vorkommen kann, lässt sich ebenfalls unter den Funktionen Rezipient und/oder Benefaktiv subsummieren.

4.3.2. Funktion Experiencer

Die Funktion Experiencer trifft prototypisch auf die klassischen freien Dative Iudicantis und Ethicus zu. Ihre prototypische Konstruktion ist (C). Auch hier kommt es über die Verwendung einer nicht-lizenzierten Konstruktion zu einer Valenzerweiterung und Anpassung der Verbbedeutung. Nachdem Iudicantis und Ethicus aber typischerweise Urteile der Dativgröße wiedergeben (mit unterschiedlicher Affiziertheit), erscheinen sie oft in Konstruktionen mit Prädikativ, wie (40):

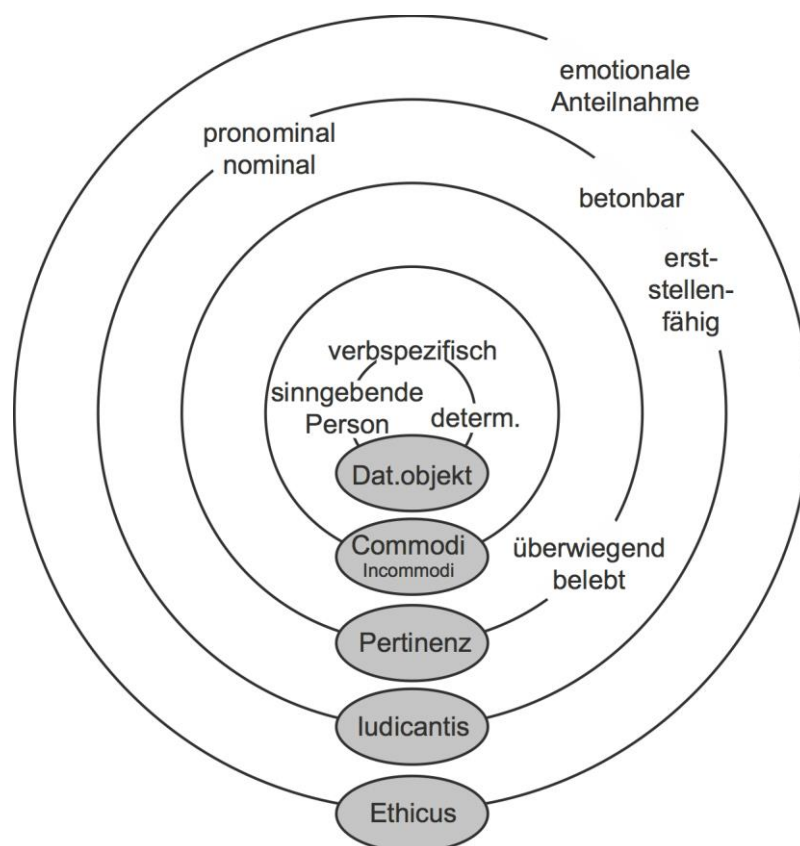


Gleichwohl ist auch der Übergang von Ethicus zu Iudicantis sowie von den Rollen Experiencer und Benefaktiv fließend.

4.4. Prototypische Kategorie freier Dativ

Kapitel 4.3. widmet sich den prototypischen Funktionen des Dativs. Mithilfe dieser lässt sich eine (relativ) homogene Gruppe *Dativ* beschreiben, die auch jene Dative fassen, die gemeinhin als freie Dative bezeichnet werden.

Dieses Unterkapitel möchte mithilfe der in der Forschungsliteratur überwiegend verwendeten Merkmale die Kategorie des freien Dativs aus prototypischer Sicht beschreiben. Eine diachrone Sichtweise kann und soll hier nicht geleistet werden, vielmehr interessiert die Frage, wie die Kategorie strukturiert ist. Prototypische Kategorien sind prototypisch radial strukturiert (vgl. Abschnitt 2.1.3.1.), daraus ergibt sich zwingend, dass einige der freien Dative typischer und einige weniger typisch sind. Die Grenzen sind dabei fließend. Folgende Grafik veranschaulicht die auf Basis der bisherigen Forschung gewonnen Erkenntnisse zur Dativprototypik:



Betrachtet man den freien Dativ als Valenzerweiterung über Verwendung für das Verb nicht-lizensierter Konstruktionen (vgl. Kapitel 4.2.), muss man aus synchroner Sicht von dem gebundenen Dativ als Referenzgröße ausgehen. Der gebundene Dativ ist prototypisch für alle Dative, auch für die freien Dative. Diese teilen sich Eigenschaften⁵⁵ mit dem gebundenen Dativ, sind jedoch untypischere Vertreter.

Dem Dativus commodi bzw. incommodi wird dabei in der Forschungsliteratur zugestanden, am Übergang zum Dativobjekt zu sein. Zwar ist er nicht unbedingt verbspezifisch und determiniert, noch weist er notwendig eine sinngabende Person auf (das bedeutet, dieser Dativ beschreibt nicht eine Person, der sich das Geschehen zuwendet). Letztere Eigenschaft wird in der Forschungsliteratur dem prototypischen Dativobjekt stets, dem Ethicus nie, den anderen Erscheinungsformen des (freien) Dativs teilweise zugestanden. Auch an diesem Beispiel zeigt sich, dass die radiale Darstellung bewährt, wenn auch nicht vergessen werden darf, dass manche Merkmale fließender zu verstehen sind, als dies in der Grafik wirkt.

Der Pertinenzdativ entfernt sich bereits stärker vom prototypischen Dativ des Dativobjekts, er ist jedoch zumindest noch überwiegend belebt. Er ist dadurch verglichen etwa mit Iudicantis und Ethicus recht nahe am Prototyp.

Randkategorien des Dativs sind der Iudicantis und der Ethicus. Während letzterer im Wesentlichen noch das Merkmal „emotionale Anteilnahme“ mit dem Prototyp teilt (was ähnlich wie das Merkmal „Schnabel“ bei der Kategorie „Vögel“ ein absolutes Minimalkriterium darstellen dürfte), ist der Iudicantis auch erststellenfähig, betonbar und nominal wie pronominal zu verwenden.

⁵⁵ Diese Eigenschaften sind vorwiegend syntaktischer und semantischer Natur, gleichwohl auch pragmatisch-funktionale Eigenschaften wie die für den Ethicus so maßgebliche emotionale Anteilnahme angeführt werden.

Insgesamt zeigt die Darstellung eindringlich die Randständigkeit des Ethicus, der zwar noch eindeutig als Dativ zu klassifizieren ist, jedoch vieler seiner klassischen Merkmale entraten muss.

Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass die Grafik nicht alle untersuchten Unterschiede zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen des freien Dativs beinhaltet, es fehlt etwa die Frage der Austauschbarkeit mit *für*, als auch die syntaktische Eliminierbarkeit⁵⁶. Es kann jedoch argumentiert werden, dass es sich bei diesen Merkmalen nicht um Fragen der prototypischen Zugehörigkeit handelt, sondern eher um syntaktisch-semantische Konsequenzen aus dem Gebrauch dieser Phänomene.

4.4.1. Angabe oder Ergänzung?

Schon eingangs wurde festgehalten, dass der freie Dativ eine in der Forschungsliteratur äußerst umstrittene Kategorie ist. Während der Dativ (frei als auch gebunden) semantisch-funktionell als eine homogene Kategorie mit den Rollen BEN, REC und EXP beschrieben werden kann, ist in valenztheoretischer Hinsicht vor allem sein syntaktischer Status umstritten.

Unter Rückgriff auf die in diesem Kapitel beschriebenen prototypischen Kriterien und unter Rückgriff auf die Kriterien, die Ergänzungen prototypisch aufweisen, wie sie in Kapitel 2.2.2. beschrieben wurden, lässt sich die Behauptung, dass der freie Dativ

⁵⁶ Betrachtet man die syntaktische Eliminierbarkeit, muss festgehalten werden, dass der Pertinenzdativ nur ersetzt, aber nicht eliminiert werden kann. Alle anderen freien Dative können – schenkt man der Forschungsliteratur Glauben – weggelassen werden. In diesem Punkt steht der Pertinenzdativ somit dem Dativobjekt näher als die anderen freien Dative. Es herrschen in der Forschungsliteratur unterschiedliche Auffassungen darüber, inwieweit es sich bei der Weglassbarkeit um Valenzreduktion oder Nichtrealisierung einer in der Tiefenstruktur angelegten (fakultativen) Ergänzung handelt.

eine rein syntaktisch homogene Gruppe darstellt, jedoch nicht aufrecht erhalten. Die Kriterien *Obligatheit*, *Sinnnotwendigkeit* und *Rektion bzw. Subklassenspezifik* treffen auf die freien Dative verschiedentlich zu.

Der Pertinenzdativ ist obligat und sinnnotwendig, zudem ist er in Hinblick auf die Pertinenzrelation subklassenspezifisch, wenngleich diese Subklassenspezifik semantisch motiviert ist und nicht syntaktisch. Beim *Commodi* bzw. *Incommodi* kann nach Schmid (2006) Subklassenspezifik angenommen werden, diese ist jedoch insofern problematisch, als dass die Zahl der Verben, mit denen der *Commodi* bzw. *Incommodi* auftreten kann, derart groß, also nicht mehr erfassbar ist. Dennoch wird Verbspezifität angenommen, weil der *Commodi/Incommodi* nicht beliebig zu jedem Satz hinzufügbare ist.

Iudicantis und *Ethicus* sind dagegen weder valenzgefordert noch valenzgebunden, d. h. sie sind nicht obligat und nicht regiert. Auch kann der *Ethicus* zu praktisch jedem beliebigen Satz hinzugefügt werden, wie Johansen (1988) zeigt, ist sogar eine Doppelmarkierung mit doppeltem Dativ möglich. Ob der *Iudicantis* in Sätzen wie *Emil war ihm wohl zu klein* als sinnnotwendig zu gelten hat, ist aus meiner Sicht mehr als fraglich; schließlich wird bei einer Aussage, die ein Urteil enthält, immer auch derjenige, der dieses Urteil getroffen hat, mitgedacht, ähnlich wie jede Aussage einer Raum- und Zeitstruktur unterliegt – trotzdem wäre es irrig, Lokal- und Temporaladverbiale als sinnnotwendig zu betrachten. Ich plädiere daher dafür, sowohl *Iudicantis* als auch *Ethicus* als nicht sinnnotwendig einzuordnen.

Unter dieser prototypischen Perspektive syntaktischer Kriterien zur Unterscheidung von Angabe und Ergänzung zeigt sich, dass die freien Dative zweierlei syntaktischen Status haben; auf der einen Seite stehen Pertinenzdativ und *Commodi/Incommodi*,

die sich als Ergänzungen einordnen lassen, auf der anderen Seite stehen ludicantis und Ethicus, die eher den Angaben zuzuschreiben sind.

Unter semantisch-funktioneller Betrachtungsweise lässt sich diese Trennung in Pertinenzdativ und Comodi/Incomodi einerseits und ludicantis und Ethicus andererseits ebenfalls beobachten. Während Wegener (1985) die Rolle EXP auch bei ersten freien Dativen annimmt, trennt Schöfer (1992) die freien Dative bereits in zwei Gruppen; jene mit prototypischer Funktion REC und/oder BEN sowie in jene mit der prototypischen Funktion EXP – REC und/oder BEN werden dabei jenen Vorkommen, die man klassischerweise als Pertinenzdative oder Comodi/Incomodi einordnen würde, zugeschrieben, während sich ludicantis und Ethicus unter der Funktion EXP subsummieren lassen.

4.5. Zusammenfassung

Freie Dative können als untypische Ergänzungen verstanden werden, wenn man diese von einem prototypischen Gesichtspunkt aus unter Einbezug konstruktionsgrammatischer Ideen betrachtet. Dies erklärt sich daraus, dass Verben, die keine Leerstelle für einen Dativ eröffnen, in Konstruktionen verwendet werden, die für diese Verben nicht lizenziert sind. Dadurch wird die Bedeutung der Verben ad hoc verändert, es kommt zu einer Valenzerweiterung; wird der Dativ nicht nur hinzugefügt, sondern muss das Verb auch in der Bedeutung an die Konstruktion angepasst werden, kommt es zu einer Valenzabwandlung.

Die Funktionen des freien Dativs leiten sich aus den drei prototypischen Funktionen des gebundenen dreiwertigen Dativs ab, welche auch auf den freien Dativ angewandt werden können. Dabei handelt es sich um die Rollen Rezipient und Benefaktiv, die weniger typische Rolle des Dativs ist dabei die des Experiencer. Da Konstrukti-

onen immer Form-Bedeutungspaare sind, existieren eine Vielzahl an Konstruktionen, in denen die freien Dative erscheinen können, zur Exemplifizierung wurde im Rahmen dieser Arbeit die für dreiwertige Verben mit gebundenem Dativ lizenzierte Nominativ-Dativ-Akkusativ-Konstruktion als prototypische Konstruktion angenommen.

Folgt man diesem Ansatz nicht, muss man konstatieren, dass der freie Dativ syntaktisch wie semantisch-funktionell in zwei Gruppen zu unterteilen ist, jene, die stärker an dem gebundenen Dativ orientiert sind (Commodi/Incommodi und Pertinenzdativ) und jene Dative (Iudicantis und Ethicus), die über schwache prototypische Effekte mit anderen Dativgrößen verbunden sind.

Es wird die Aufgabe zukünftiger Untersuchungen sein, den in Welke (2011) etablierten konstruktionstheoretischen Ansatz der Ad-hoc-Anpassung nicht-lizensierter Verben unter Einbezug korpusgestützter Verfahren auf Plausibilität zu überprüfen.

5. Literaturverzeichnis

Admoni, Vladimir G. (1982): *Der deutsche Sprachbau*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Beck.

Ágel, Vilmos (2000): *Valenztheorie*. Tübingen: Narr.

Aichinger, Carl Friedrich (1972): *Versuch einer teutschen Sprachlehre*. Hildesheim/New York (= Documenta Linguistica, Erstveröffentlichung 1753).

Behaghel, Otto (1923a): *Deutsche Syntax*. Band 1. Heidelberg: Winter.

Behaghel, Otto (1923b): *Die deutsche Sprache*. Tempsky: Prag (Erstveröffentlichung 1886, online unter: <http://archive.org/details/diedeutschespra00beha>, Stand: 30.06.2013).

Bödiker, Johann (1746): *Grundsätze der Teuschen Sprache. Mit dessen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen*. Berlin.

Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner.

Coleman, Linda und Paul Kay (1981): *Prototype Semantics: The English Word Lie*. In: *Language* 57: 26–44.

Cordier, Frederic (1980): *Inclusion de classes: existe-t-il un effet sémantiques?* In: *Psychologie française* 25/3-4: 211–219.

Cordier, Frederic und Didier Dubois (1981): *Typicalité et représentation cognitive*. In: *Cahiers de psychologie cognitive* 1: 299–333.

Croft, William (2001): *Radical construction grammar: syntactic theory in typological perspective*. Oxford: Oxford University Press.

Denis, M. (1978): *Normes catégorielles pour un échantillon de 16 termes généraux*. Paris: Univ. Paris VIII.

Dubois, Didier (1982): *Lexique et représentations préalables dans la compréhension des phrases*. In: Bulletin de psychologie XXXV / 356: 601–606.

Dubois, Didier (1983): *Analyse de 22 catégories sémantiques du français*. In: L'Année psychologique 83: 465–489.

Dubois, Didier (1986): *La compréhension de phrases: représentations sémantiques et processus*. Paris: Univ. Paris VIII (Thèse de doctorat d'Etat).

Duden (2009): *Die Grammatik*. Hg. von der Dudenredaktion, 8., überarbeitete Auflage. Mannheim: Dudenverlag.

Eisenberg, Peter (1994): *Grundriß der deutschen Grammatik*. 3., überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler.

Engel, Ulrich (1977): *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: Schmidt.

Engel, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik*. 3. Auflage. Heidelberg.

Engelen, Bernhard (1975): *Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart*. Teilband 1, München.

Fillmore, Charles F. (1975): *An Alternative to Checklist Theories in Meaning*. In: Proceedings of the 1st Annual Meeting of the Berkeley Linguistik Society: 123–131.

Fillmore, Charles F. (1982): *Towards a Descriptive Framework for Spatial Deixis*. In: Jarvella, R.J. und W. Klein (Hg.): *Speech, Place and Action*. London: John Wiley & Sons: 31–59.

Fillmore, Charles F. (1988): *The mechanics of 'construction grammar'*. In: *Proceedings of the Fourteenth Annual Meeting of the Berkeley Linguistic Society*: 35.

Fischer, Kerstin und Anatol Stefanowitsch (Hg.) (2007): *Konstruktionsgrammatik I. Von der Anwendung zur Theorie*. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg.

Fischer, Kerstin und Anatol Stefanowitsch (Hg.) (2008): *Konstruktionsgrammatik II. Von der Konstruktion zur Grammatik*. Tübingen: Stauffenburg.

Glück, Helmut (Hg.) (2000): *Metzler Lexikon Sprache*. 2., erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler.

Goldberg, Adele (1995): *Constructions*. Chicago: University Press.

Goldberg, Adele (2006): *Constructions at work*. Chicago: University Press.

Helbig, Gerhard (1965): *Der Begriff der Valenz als Mittel der strukturellen Sprachbeschreibung und des Fremdsprachenunterrichts*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 2: 10–23.

Helbig, Gerhard (1973): *Die Funktionen der substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache*. Halle/Saale: Niemeyer.

Helbig, Gerhard (1981): *Die freien Dative im Deutschen*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 18: 321–332.

Helbig, Gerhard (1982): *Valenz – Satzglieder – semantische Kasus – Satzmodelle*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.

Helbig, Gerhard und Joachim Buscha (1984): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig.

Helbig, Gerhard (1992): *Probleme der Valenz- und Kasustheorie*. Tübingen: Niemeyer.

Hens, Gregor (1996): *(jm) (einen Brief) schreiben: Zur Valenz in der Konstruktionsgrammatik*. In: Linguistische Berichte, Heft 164: 334–356.

Hentschel, Elke und Harald Weydt (2003): *Handbuch der deutschen Grammatik*. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin: de Gruyter.

Heyse, Johann Christoph (1849): *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben*. Band 2. (Google Books).

Hocke, Michael (1987): *Die Pertinenzrelation im Deutschen. Untersuchungen zur Semantik und Syntax*. Frankfurt/M.: Peter Lang.

Isačenko, Alexander V (1965): *Das syntaktische Verhältnis der Bezeichnungen von Körperteilen im Deutschen*. In: Syntaktische Studien. Als: Studia Grammatica V, Berlin.

Johansen, Ingeborg (1988): *Der heterogene deutsche Dativ 1988. Zur Syntax, Semantik und Sprachgebrauchsbedeutung*. Heidelberg: Carl Winter.

Jackendoff, Ray S. (1983): *Semantics and Cognition*. Cambridge: MIT Press.

Kleiber, Georges (1993): *Prototypensemantik. Eine Einführung*, übersetzt von Michael Schreiber. Tübingen: Narr.

Kay, Paul (1997): *Words and the Grammar of Context*. Stanford. CSLI.

Krohn, Dieter (1980): *Dativ und Pertinenzrelation*. Göteborg: Acta Univ. Gothoburgensis.

Lakoff, George und Mark Johnson (2007): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Übers. Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl-Auer.

Lakoff, George (1987): *Woman, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago: University Press.

Langacker, Ronald W. (1987): *Foundations of Cognitive Grammar*. Bd. 1. *Theoretical Prerequisites*. Stanford: Stanford University Press.

Langacker, Ronald W. (1991): *Foundations of Cognitive Grammar*. Bd. 2. *Descriptive Application*. Stanford: Stanford University Press.

Matzel, Klaus (1976): *Dativ und Präpositionalphrase*. In: Sprachwissenschaft 1: 144-186.

Ogawa, Akio (2003): *Dativ und Valenzerweiterung. Syntax, Semantik und Typologie*. Tübingen: Stauffenburg.

Pasch, Renate (1977): *Zum Status der Valenz*. In: Beiträge zur semantischen Analyse. Berlin: AW/ZISW: 1–50.

Paul, Hermann (1920): *Deutsche Grammatik*. 5 Bde. Band 3. Halle: Niemeyer. (Online unter: <http://archive.org/details/deutschegrammati03pauluoft>, Stand: 30.06.2013)

Primus, Beatrice (2012): *Semantische Rollen*. Heidelberg: Winter.

Regula, Moritz (1968): *Kurzgefaßte erklärende Satzkunde des Neuhochdeutschen*. Bern: Francke.

Rosengren, Inger (1975): *Ein freier Dativ*. In: Germanistische Streifzüge, Festschrift für Gustav Korlen. Stockholmer Germanistische Forschungen 16: 209ff.

Rosengren, Inger (1986): *Gibt es den freien Dativ?* In: Deutsch als Fremdsprache, 23 (1986) 5: 274–287.

Rosch, Eleanor (1973): *On the Internal Structure of Perceptual and Semantic Categories*. In: Cognitive Development and the Acquisition of Language. New York: Academic Press: 11–144.

Rosch, Eleanor (1978): *Principles of Categorization*. In: Rosch, Eleanor und B. Lloyd (Hg.): Cognition and Categorization. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Ass: 27–48.

Rostila, Jouni (2007): *Konstruktionsansätze zur Argumentmarkierung im Deutschen*. Tampere: University Press of Tampere.

Tesnière, Lucien (1980): *Grundzüge der strukturalen Syntax*. (franz. *Éléments de syntaxe structural*, 1959). Hrsg. und übersetzt von U. Engel, Stuttgart: Klett-Cotta.

Schmid, Josef (1988): *Untersuchungen zum sogenannten freien Dativ in der Gegenwartssprache und auf Vorstufen des heutigen Deutsch*. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Schmid, Josef (2006): *Die „freien“ Dative*. 2006. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Band 25.2: Dependenz und Valenz. Berlin: de Gruyter: 951-962.

Schöfer, Goran (1992): *Semantische Funktionen des deutschen Dativs. Vorschlag einer Alternative zur Diskussion um den homogenen/heterogenen Dativ der deutschen Gegenwartssprache*. Münster.

Schwitalla, Johannes (1985): *Verbvalenz und Text*. In: Deutsch als Fremdsprache 22: 266–270.

Vogel, Ralf und Markus Steinbach (1998): *The Dative – an Oblique Case*. In: Linguistische Berichte 173: 65–90.

Wegener, Heide (1985): *Der Dativ im heutigen Deutsch*. Tübingen.

Welke, Klaus und Hans-Joachim Meinhard (1974): *Valenzstruktur und Konstituentenstruktur*. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Ges.-Sprachw. R. 23: 259–265.

Welke, Klaus (1988): *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie*. Leipzig: Bibliographisches Institut.

Welke, Klaus (2002): *Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen*. Tübingen: Stauffenburg.

Welke, Klaus (2005): *Tempus im Deutschen. Rekonstruktion eines semantischen Systems*. Berlin: de Gruyter.

Welke, Klaus (2009a): *Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik*. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37: 81–124.

Welke, Klaus (2009b): *Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen*. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37: 514–543.

Welke, Klaus (2011): *Valenzgrammatik des Deutschen. Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter.

Welke, Klaus (i. Dr.): *Valenz und Konstruktion*.

Wittgenstein, Ludwig (1977): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wöllstein-Leisten, Angelika, Heilmann, Axel, Stepan, Peter und Sten Vikner (2006): *Deutsche Satzstruktur. Grundlagen der syntaktischen Analyse*. Tübingen: Stauffenburg.

Zifonun, Gisela, Hoffmann, Ludger und Bruno Stecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.

Zimmermann, Annette (1985): *Zur Syntax und Semantik des dativus commodi bei transitiven Verben*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 22: 29–40.

Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit widmet sich dem Freien Dativ in der deutschen Sprache aus synchroner Perspektive und wendet ein konstruktionsgrammatisches prototypenorientiertes Konzept.

Im ersten Teil werden die zentralen Theoriekonstrukte der *Prototypik*, der *Valenztheorie* und der *Konstruktionsgrammatik* (*construction grammar*) untersucht und in Bezug zum freien Dativ gesetzt.

Der zweite Teil widmet sich einer umfänglichen Darstellung der Forschungsliteratur zum freien Dativ, wobei die bisherigen Ansätze in Form einer tabellarischen Übersicht verglichen und gegenübergestellt werden. Insbesondere terminologische Differenzen können dergestalt sichtbar gemacht werden.

Der dritte Teil stellt auf der Basis systematisiert die Forschungsliteratur aus einer anderen Perspektive, indem ein prototypenorientiertes grafisches Modell des freien Dativs argumentiert wird. Der Dativus commodi / incommodi steht dabei dem Dativobjekt (als Prototypen des Dativs) am nächsten. Pertinenzdativ, Dativus Iudicantis und Dativus Ethicus entfernen sich zunehmend vom Prototyp. Darüber hinaus wird die Klassifikation der freien Dative als Ergänzung oder Angabe diskutiert.

Lebenslauf

Sebastian Henzl (* 5. August 1986 in Wien)

Matura 2004 am GrG 23 Draschestraße (bilingualer Zweig). Studium der Deutschen Philologie, Psychologie und Philosophie. Tutor und Studierendenvertreter (Universität Wien). Steinverkäufer (Schubert Stone). IT-Betreuung (Universität für Bodenkultur). Fachlehrer, Studienkoordinator, Junior Lead Programmer (Bundesgymnasium für Berufstätige Wien). Ehemaliger Inhaber eines Kontos der Bank für Arbeit und Wirtschaft Aktiengesellschaft.

